Paris.

Fragmente

aus seinem Theater-Leben

von

Eduard Jerrmann.

149 G

Paris.

Fragmente
aus seinem Theater-Leben

von

Eduard Jerrmann.

München 1833.
Druck und Verlag von George Jaquet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meiner

theuern Tante und mütterlichen Freundin

Madame

P. Schlesinger

in dankbarer Erinnerung

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

München im December 1832.

Inhalt.

Seite

Einleitung v

Erstes Kapitel.

Mein Eintritt in die Theaterwelt 1

Zweites Kapitel.

Franz und Karl Moor 22

Drittes Kapitel.

Paris 36

Viertes Kapitel.

Théâtre français 41

Fünftes Kapitel.

Talma 74

Sechstes Kapitel.

Victor Hugo 82

Seite

Siebentes Kapitel.

Hernani 94

Achtes Kapitel.

Die Aussprache 100

Neuntes Kapitel.

Mein Eintritt in's Théâtre français . . . 113

Zehntes Kapitel.

La Claque 123

Eilftes Kapitel.

Gebräuche und Einrichtungen bei'm Théâtre français 130

Zwölftes Kapitel.

Künstlerische Natur 139

Dreizehntes Kapitel.

Romantisch=dramatische Poesie 146

Vierzehntes Kapitel.

Dramatische Fabrikation 155

Fünfzehntes Kapitel.

Göthe im Théâtre du Panthéon 163

Sechszehntes Kapitel.

Politische Meinungen 166

Seite

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Emeute 171

Achtzehntes Kapitel.

Rhetorischer Versuch 177

Neunzehntes Kapitel.

Spartakus 180

Zwanzigstes Kapitel.

Die Carricatur 187

Einundzwanzigstes Kapitel.

St. Pélagie 192

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Unterhaltungen 194

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Spielhäuser 201

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Meine mathematischen Studien in Paris 205

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nachtschatten 232

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Courtille 237

Seite

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Lamarque's Leichenzug 241

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Heimkehr 246

Einleitung.

Endlich betrete ich dich wieder, heimathlicher Boden! Vaterland, das ich nie inniger geliebt; Deutschland! stolz wie deine Eichen, unerschütterlich wie deine Berge, so lange du, wie sie, feste Kettenreihen bildest! In deutscher Luft athme ich freier, kräftiger, und doch habe ich im Frankenlande schöne, glückliche Tage verlebt; ich habe edle, herrliche Menschen gefunden, regen Geist des Fortschreitens, lebendigen, alles erfassenden Sinn, — aber mein Deutschland hat es mir nicht ersetzt, mit seinen stillen häuslichen Kreisen, mit seinem derben, aber schlichten Sinn.

Ruhig, auf heimathlicher Erde, nicht mehr berauscht von den schlagenden Bildern, die sich allmächtig in meine Seele drängten, will ich nun einfach und anspruchslos meinen Landsleuten mittheilen, wie ich die Hauptstadt Europas fand, was sich

mir in ihren Mauern darbot, welche Eindrücke, welche Betrachtungen dies in mir erzeugte. Mit herzlicher Freude werde ich alles Gute loben, und muß ich in meinem Tadel achtungswerthe Personen berühren, so geschehe es nur in unzertrennbarer Vereinigung mit ihren Werken; denn Persönlichkeiten und Tadelsucht wird man von mir nicht erwarten, der noch innig gerührt von der hohen Gastfreundschaft die ihm geworden, in diesen Zeilen zugleich den edeln Parisern seinen Dank, seine Anerkennung für die dort gefundene Theilnahme ausspricht.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Mein Eintritt in die Theaterwelt.

An die früheſten Erinnerungen meiner Kindheit knüpft ſich allmächtig das Theater an. Der erſte Zauber dieſer magiſchen Welt floß mir aus einem Schattenſpiel an der Wand, das der heilige Chriſt uns Kindern beſcheerte. Ein Puppenſpiel machte bald darauf meine höchſte Luſt, und lange bevor ich durch die Anſchauung einen klaren Begriff von einer theatraliſchen Vorſtellung erhielt, führte ich ganz allein in meinem Zimmer ein Trauerſpiel auf: die von A bis Z memorirte Jungfrau von Orleans, und vereinte in mir ſo Darſteller als Publikum.

Dieſe Beluſtigung meiner Erholungsſtunden entflammte meine kindiſche Phantaſie und kettete jede Ahnung eines künftigen Glückes, einer inneren

Beruhigung lediglich an die so verhängnißvollen Bretter. Mit Ungeduld sah ich meiner Unabhängigkeit entgegen; endlich erschien der langersehnte Moment; und rücksichtslos überließ ich mich nun dieser Leidenschaft. Den Beginn meiner Laufbahn schien ein Unstern zu hemmen. Von zehn großen und kleinen Bühnen, an die ich mich in dieser Beziehung wandte, erhielt ich abschlägliche Antwort; von wenigstens zweimal so vielen gar keine; und so mußte ich mich dem Zufall einer Wanderung durch Deutschland überlassen, dem gewöhnlichen Wege der Kunstjünger meines Vaterlandes, um den Tempel zu finden, in dem ihnen vergönnt sei, die Erstlinge ihrer Jugendliebe auf Thalia's und Melpomene's Altare zu opfern: ein Weg auf dem nicht nur oft wahrhafte Talente, sondern noch öfter die Anlagen zu edlen und würdigen Karakteren untergehen. Ich durchstrich ganz Sachsen; an mehreren kleinen Bühnen wurden mir Engagements eröffnet, wenn ich jugendliche Liebhaber im Lustspiel und Singpartieen übernehmen könnte. Ich schlug aber zu Debüts den Choriphäen in der Braut von Messina, Theremen und Rhamnes vor; kein Wunder, daß ich von Bühne zu Bühne ziehend, stets um einen Korb mehr beschwert, das Ziel meiner Wanderung nicht erreichte.

Diesem Ungemache weichend, resignirte ich nach dreimonatlichem fruchtlosen Streben, und gab mich sehr ernsten Beschäftigungen hin, um diese unselige Leidenschaft zu ersticken. Umsonst! Es war zu spät! der Rücktritt unmöglich. — Im Jahre 1816 schrieb ich an den, jetzt verstorbenen Direktor Herzfeld in Hamburg, schilderte ihm meine Leidenschaft für die Bühne und erbot mich in den Räubern von Schiller zu debütiren, und zwar in den vereinten Rollen des Franz und Karl Moor. — Wie diese Idee mir kam? — ich gestehe es ehrlich, ich weiß es nicht, aber seit der Zeit hat sie mich stets rastlos verfolgt; später knüpfte sich eine ernste Betrachtung daran; ich wollte sehen, in wie weit es mir möglich sei, meine Mittel zu beherrschen, und welche Stelle die Phantasie in meinen künstlerischen Gebilden behaupte. Herzfeld hielt es damals für gut, mir nicht zu antworten, und ich betrat im Jahre 1819 die Bühne zu Würzburg durch die Vermittlung eines höchst achtbaren Freundes, des Theatermalers Herrn Beuther, eines Mannes, der als seltner Künstler in seinem Fache, und als vollendeter, männlicher Karakter gleich hoch in der Meinung aller derer steht, die ihn kennen.

Ich kam zum Theater nach Würzburg und lernte gleich beim Eintritt in diese neue Welt alles

Elend kennen, daß sie umschließt. Ein leichtfertiger Direktor, Herr Baron v. Münchhausen, dessen Name mich sogleich an der Wahrhaftigkeit seiner Versprechungen zweifeln ließ, hatte die gänzliche Leitung dieser sogenannten Kunstanstalt einem ehemaligen Lampenanzünder übergeben, der, ein schöner Mann, das Herz einer schlechten Schauspielerin besiegt hatte, von ihr geheirathet, und nach der Schweiz geführt wurde, wo dieses seltene Ehepaar plastisch-mimische Vorstellungen gab. Mit einigen hundert Gulden bereichert kam er nach Würzburg; die Kassa-Verlegenheit der Direktion war groß; er schoß sein Geld vor, und der Retter in der Noth ward von dem dankbaren Baron zum Chef des Theaters ernannt. Die einzige Verbesserung, deren das Institut sich unter diesem neuen Direktor erfreute, bestand in der Beleuchtung; die Kenntnisse, welche er hierin besaß, datirten von seinem früheren Stande, und waren die Einzigen, die er in diesem neuen Amte entfaltete. Die Kontrakte unterzeichnete seine Frau, und war seine Unterschrift in ihrer Abwesenheit nöthig, so half er sich durch die stellvertretenden † † †. — Und dieser Mann spielte am ersten Abend meiner Anwesenheit alldort, den Präsidenten in Kabale und Liebe !!!, und dieser Mann führte das Theater, und seinem Kunstsinne war mein Schick-

sal anheimgestellt. — So machte ich die Bekanntschaft des Direktors! — Am zweiten Abend sollte ein dort sehr beliebter Schauspieler, Herr Hauser, seine bereits begonnenen Gastrollen fortsetzen; nach der Ouvertüre ward jedoch, wegen plötzlich eingetretenem Unwohlsein des Gastes die Aenderung der Vorstellung angezeigt. Im vierten Akte kam der Kranke mit wankendem Schritte und verstörtem Antlitz auf die Bühne, und begehrte mit lallender Stimme sich anzukleiden, und seine Rolle zu spielen. Nur mit Mühe machte man dem Trunkenbolde begreiflich, daß ein anderes Stück vorgestellt werde, und daß es bereits halb neun Uhr sei. — So machte ich die Bekanntschaft des Künstlers, den man mir zur Nachahmung empfohlen hatte. — Am dritten Abend fand Donna Diana statt. Die Ouvertüre war beendet, aber der Vorhang hob sich nicht. Das Publikum begann zu murren, ward aber von einem lauteren Murren jenseits der Courtine überstimmt, das bald in einen heftigen Streit, in Geschrei und Toben ausartete. Ich eilte auf die Bühne; hier fand ich die erste Liebhaberin, Demoiselle Wienken, im heftigen Wortwechsel mit einem Polizeibeamten, der ihren Entschluß, nicht eher aufzutreten bis ihr die Direktion den schuldigen Gagenrückstand bezahlt, als illegal bekämpfte. Um sie herum hatten sich die opponi=

renden Artisten des Theaters in zwei Halbzirkel getheilt, deren äußerste Spitzen von der Wirksamkeit der Rede zur Wirksamkeit der That zu schreiten drohten; den übrigen Raum der Bühne füllten zuschauende Statisten und Arbeitsleute, welche Letztere, durch das Beispiel zur Nachahmung ermuntert, nun auch Löhnung begehrten, unter Androhung die Dienstesleistung zu verweigern. Der Tumult ward bald allgemein. Hier stritt ein spanischer Grande mit einem Theaterarbeiter; dort der Friseur mit der leichtfertigen Florette; vergebens suchte Don Diego den Schneider zu besänftigen; der Souffleur schrie nach dem Direktor, der sich in der Angst verborgen hielt; und Donna Diana und der Polizeikommissär, die Hauptfiguren des Gemäldes, im Vordergrunde mit einander rechtend, verstanden sich gegenseitig kein Wort vor dem entsetzlichen Geschrei, dem Toben und Streiten. Hiezu das stets wachsende Pochen des Publikums — es war, wenn auch nicht das reizendste, doch das seltenste Schauspiel, das mir bis dahin je ein Theater geboten. Endlich fand sich ein Kunstmaecen; die streitige Summe ward deponirt, die Polizei leistete Garantie, und die besänftigte Donna Diana legte die leidenschaftliche Rolle bei Seite, um die des kalten Anstandes, der stolzen Hoheit zu repräsentiren. —

So machte ich die Bekanntschaft mit den Finanzen dieses Theaters. —

Nach hergestellter Ruhe fand sich auch der Direktor wieder ein, und kündigte mir an, daß er auf übermorgen mein erstes Debüt angesetzt. Ich erschrack. „Die erste Sängerin ist krank geworden," sagte er, „da haben Sie die schönste Gelegenheit sich zu produziren; es ist ein Operntag; viele Fremde, die von der Abänderung nicht unterrichtet sind, kommen zur Stadt, das Haus wird gut besetzt; das Stück ist einstudiert; es fehlen nur Rosaura und der König; erstere hat meine Frau schon vor Jahren gespielt, letzteren übernehme ich; Sie werden, hoffe ich, keine Störung verursachen." — „Aber von welchem Stücke reden Sie?" frug ich noch ganz bestürzt. „Vom Leben ein Traum," antwortete er, „ich werde Ihnen sogleich die Rolle des Roderich zusenden," — und damit war er verschwunden. Ich stand wie eingewurzelt. Ein bejahrter Mann der in der Ferne unserer Unterredung beigewohnt hatte, trat auf mich zu. Er war dürftig gekleidet, sein Kopf mit grauen Locken bedeckt, und aus seinen verstörten Zügen sprachen Entbehrung und Kummer. „Junger Mann," redete er mich an, „Sie scheinen bestürzt zu sein." — Ich entdeckte ihm meine Be-

sorgniß; ich hatte die, übermorgen als erstes Debüt zu versuchende, Rolle nie studiert, und diese Rolle war die Hauptpartie eines Calderon'schen Werkes. „Wenn Sie das betreten macht," sagte er ruhig, „so werden Sie hier nicht weit kommen. Schnelle Uebernahme jeder Rolle, welcher Art sie sei, ist das einzige Mittel sich zu poussiren. Ich bin ein alter Mann, aber eine Rolle von fünf bis sechs Bogen übernehme ich oft am Morgen der Vorstellung. Dadurch zeigt man sich den Direkteurs gefällig, den Direktionen unentbehrlich; schon acht derselben haben während meines hiesigen Engagements gewechselt, ich stehe immer noch fest; auch kann ich ihnen jetzt trotzen, denn mein Abgang zöge den Fall des Theaters nach sich. Ich habe 497 Rollen auf dem Repertoir, und unterfange mich, trotz eines hartnäckigen Rheumatismus am rechten Ohre, jede Rolle schnell zu übernehmen, selbst wenn das Stück mir unbekannt ist. Ich bediene mich dann des Kunstgriffs, mich stets links von meinem Mitspielenden zu stellen; so habe ich den Souffleur dicht unter dem gesunden Ohre, und leiste so jede beliebige Parthie, zu jeder beliebigen Zeit; dieser Kunstfertigkeit danke ich meine Erfolge." — „Und das Publikum?" fragte ich, ihn anstarrend! — „Das Publikum?"

sagte er gedehnt, „du lieber Gott, dem ist es niemals recht zu machen; das hat viele Launen, wenig Geschmack und verkennt oft das Wahre; folgen Sie meinem Rath, meiner Maxime, das ist das Wahre.“ — Wir schieden, und ich hatte Gelegenheit gefunden, den Kunstsinn des Direktors und seines ersten Darstellers zu bewundern.

Ich eilte nach Hause, fand meine Rolle vor, und stürzte sogleich darüber her. Zu meinem Glücke war ich ziemlich mit dem Stücke vertraut, die West'schen Verse waren fließend, mein Gedächtniß empfänglich und treu; die Begeisterung that das Uebrige. Zur angesetzten Zeit erschien ich auf der Probe, und hatte meine Rolle vollkommen memorirt; von etwas Weiterem konnte natürlich nicht die Rede sein, und war auch davon nicht die Rede. Der Regisseur ließ sich kaum blicken, die Schauspieler sagten zum Theil nur die Stichwörter ihrer Rollen, und in einer guten Stunde war die Probe beendet. Dies hätte, ohne eine sonderbare Unterbrechung, selbst schon früher statt gefunden. Während ich nämlich die heftige Streitscene mit Rosaura wiederholte, entspann sich im Hintergrunde der Bühne ein anderer, viel materiellerer Streit. Zwei Künstler geriethen wegen einer Dame vom Chor in Wortwechsel, der mit Thätlichkeiten en-

dete. Das ganze Personal lief zusammen, der Souffleur entwischte seinem Kasten, der Regisseur sogar fand sich ein. Der Streit ward heftig, doch während einige Mitglieder an dieser seltsamen Probe, die zugleich Vorstellung war, thätigen Antheil nahmen, gelang es den Uebrigen die Ruhe herzustellen, und die Geprügelten zu versöhnen; sie reichten sich die Hände, die Sache war abgethan, und die Probe wurde fortgesetzt.

So lernte ich, wie an diesem Theater Proben und Sittlichkeit geübt wurden.

Am Abend fand die Vorstellung statt. Zitternd schüttelte ich meine Ketten, und trat endlich ganz betäubt auf die Scene. Im Verlaufe meines Monologes ermannte ich mich, und sprach ihn mit ziemlicher Freiheit zu Ende. Wie ward mir zu Muthe, als ich mich zum erstenmale in meinem Leben applaudiren hörte! Doch die Freude währte nicht lange. Meine grandiosen Gesten, die von einer Coulisse bis zur andern reichten, meine kolossalen Schritte, mit deren drei oder vier ich die ganze Breite des Theaters durchmaß, daß es dröhnend unter mir erzitterte, — zerstörten bald die vorgefaßte günstige Meinung; doch war man deshalb nicht ungerecht; verschiedene Monologe, die mir noch zu recitiren blieben, wurden von demselben Beifall

wie der erste, meine wiederkehrenden Gesten von demselben Gelächter, wie die ersten, begleitet. So von Verhöhnung zu Beifall eilend, von diesem in jene zurückfallend, stürmte ich dem Ende entgegen. Die Vorstellung war beendet, und ich kehrte nach meiner Wohnung zurück, mit der Ueberzeugung, daß es nicht genug sei, die Darstellungskunst im Herzen zu tragen, sondern daß sie dem Publikum anschaulich gemacht werden müsse, in jeder, auch der unbedeutendsten Bewegung des Körpers. — Nächst dieser Belehrung entsprang meinem ersten Debût noch ein Vortheil: die Bekanntschaft eines Mannes, mit dem ich später engere Bande der Freundschaft knüpfte, und dessen heilige Liebe zur Kunst, sein ernster Eifer, sein rastloser Fleiß mich mit der gesammten Misere dieses Thespiskarren versöhnte. Dieser Mann ist der Schauspieler Cornelius; er war es, der mir mit wahrer Theilnahme entgegen kam, mir die Gefahr schilderte in dem Treiben des dortigen Theaters gänzlich unterzugehen, und mir den Rath ertheilte, mich nach München und Wien zu wenden, wo ich wenigstens der Vorbilder nicht ermangeln würde. Rasch war mein Entschluß gefaßt, im Nu mein Bündel geschnürt; meinen Paß und dreißig Gulden in der Tasche trat ich meine Reise an. Wie durchfliegt man in diesen Jahren so eilig die

Welt, selbst mit Hauderer-Pferden. In die Ecke einer Lohnkutsche gedrückt, eilten meine Wünsche, meine Hoffnungen dem zögernden Gespann voraus; ich war in München: welche prachtvolle Stadt, schöner als ich je eine gesehen; ich fand liebevolle Aufnahme, Anleitung, Kunstübung, sah mich schnell zu der Reihe der angestellten Künstler gezählt; sah mich bald einen der Ersten, der Ausgezeichnetsten, glücklich, und alles um mich her beglückend! — O Träume der Jugend! ihr gehört zu dem Schönsten was die Jugend bietet; in euren Regionen verfliegt die Bedrängniß der Gegenwart; mit Rosenfingern eröffnet ihr die Thore einer stets frisch blühenden Zukunft. Träume der Jugend! verlaßt mich nicht, wenn sie selbst mir bis auf die Erinnerung entschwindet.

Drei Tage später erreichte die Wirklichkeit einen Theil meiner Phantasie-Gemälde. Die ermatteten Hauderer-Pferde hielten am Kreuz, einem Gasthofe der Vorstadt; ich war in München.

Schnell umgekleidet, lief ich auf's Gerathewohl durch die Straßen, und befand mich bald am Eingang eines Waldes, der immer mehr und mehr sich vor mir ausdehnte, mit seinen schönen breiten Fahrwegen und den reissenden Strömen, die ihn durchkreuzten. Ich gelangte an einen Wasserfall, später mein

Lieblingsaufenthalt, und Zeuge meiner rhetorischen Uebungen. Weiße Möven bedeckten den daran stoßenden kleinen See. Ich zog ihn hinab, gerieth bald tiefer in den Wald, wo von Zeit zu Zeit ganz in der Nähe ein hüpfendes Reh sich zeigte und pfeilschnell wieder verschwand. Es war ein Zauber eigener Art, der mich umstrickte. Die Einsamkeit, die Düfte des Waldes an einem der ersten Frühlingsabende, mein Kopf voll der süßesten Träume, meine Brust, angeschwellt von seeligen Hoffnungen; — ich war glücklich. Mich meinen Gefühlen überlassend, recitirte ich in der Einsamkeit mit lauter Stimme die schönsten Stellen mir bekannter Gedichte. Die Nacht brach ein, ich bemerkte es kaum; des Weges unkundig, irrte ich auf's Gerathewohl im Walde umher. Plötzlich sah ich mich angehalten und von bewaffneten Reitern umringt. Es war die Patroulle, die meine seltsame Abendunterhaltung angezogen hatte. Das Mißverständniß war bald aufgeklärt, und unter dem Schutze von vier Kürassieren gelangte ich am späten Abend zum Ausgang dieses Waldes, der in den Hofgarten führt. Dort frug ich mich nach dem Theater, und trat bald in diesen, erst vor kurzem vollendeten Prachtbau. Damals war der Saal noch vortrefflich beleuchtet, und ich war von der Großartigkeit dieses wahrhaften

Kunsttempels überrascht. Ein kleiner Umstand jedoch störte mich; ich konnte kein Wort verstehen. Schnell machte ich mir daher Platz bis zum Orchester und sah mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Man stellte die letzten Akte eines Preisstückes, Hiltrude, vor. Dekorationen und Kostüme waren herrlich, und ganz der Würde dieses Gebäudes angemessen. Unter den Darstellern gefiel mir besonders einer, mit schwarzem Haar und stechendem Blick; er spielte eine Art von Tyrannen oder Usurpator. Mein Nachbar nannte ihn Vespermann. Der Name war mir bekannt, ich hatte sogar eine mündliche Empfehlung an diesen Künstler, und beschloß ihn aufzusuchen.

Am andern Morgen machte ich mich dahin und fand einen Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit blondem Haar und sanftem Blick. Er empfing mich wohlwollend, hörte meinen Wunsch an, hatte auch die Geduld eine Scene des Melchthal sich vorspielen zu lassen. Trotz der Lobsprüche die er meiner Rede ertheilte, bemerkte ich doch bald eine gewisse Unruhe in seinen Zügen; ich hielt inne und bat um Aufklärung; er wieß mit einiger Zurückhaltung auf einen Trümeau, der zwar noch in der Entfernung von drei bis vier Schritten hinter mir stand, doch ihm nicht ganz sicher vor meinen Gesti-

kulationen schien. Ich nahm mich zusammen und endete meine Scene ohne Beschädigung irgend eines Möbels. Herr Vespermann versprach mir seine Verwendung bei dem Intendanten Herrn de la Motte, und als dieser bald darauf mir eine kleine Anstellung bewilligte, wiederholte Ersterer sein Versprechen, mir mit Rath und That beizustehen, und hat sein Wort edel und gewissenhaft erfüllt. Meine möbel-gefährlichen Gesten zu brechen, verschaffte er mir den Unterricht des Ballet-Tänzers, Herrn Schneider, eines liebenswürdigen jungen Mannes, der auf das freundlichste und uneigennützigste mir Unterricht, nicht sowohl in der Tanzkunst, als in einer natürlichen und edlen Körperhaltung gab. Ich werde diesen drei Männern, Herrn de la Motte, Vespermann und Schneider, für das, was sie an meiner hülflosen Kunstjugend gethan, stets dankbar verpflichtet bleiben.

Bald machte ich meine theatralischen Versuche auf dieser Bühne im Chor der Braut von Messina, als Raoul in der Jungfrau u. a. m. Das Publikum zeigte sich nachsichtig und gütig, und ich machte hier überraschend schnell eine Art Carrière. Zwei Jahre später ward die Intendanz der Bühne verändert; die Besorgniß, hierdurch in meiner Laufbahn gehemmt zu werden, ein unbestimmtes Ver-

langen nach Erweiterung meines Wirkungskreises, das Gefühl innerer Thatkraft, hauptsächlich eine erste heftige Jugendliebe zu einem mir heiligen Gegenstande, — alles das bestürmte mich auf's heftigste, — ich verließ München, durchzog Würtemberg, Baden, die Gegenden des Rheins, kehrte nach Sachsen um, und blieb in Leipzig unter der Theater-Direktion des Herrn Hofraths Küstner. Dieser Mann hatte mit seltener Genialität eine Bühne wie aus dem Nichts erschaffen; Leipzig hatte nie ein stehendes Theater besessen. Die Secondasche Gesellschaft von Dresden bezog es von Zeit zu Zeit als einen guten Meßort, und spielte in einem alten, unansehnlichen, traurigen Gebäude, von aller Dekorirung des Hauses sowohl als der Scene entblößt. Im Parterre waren keine Sitzplätze; hier herrschte die studierende Jugend mit aller ihr eigenen Exaltation. Der burschikose Ton war hier auf's Höchste gesteigert; Pochen, Lärmen, Pfeifen füllte die Zwischenakte aus, und unterbrach häufig, ohne besonderen Grund, aus bloßer Laune und Uebermuth die Darstellung. Im heißen Sommer sah man die sämmtliche Jugend des Parterres in Hemdärmeln stehen, ein, bei solcher Masse, nie erfreulicher Anblick, selbst wenn von Allen stets die Wäsche mit Sorgfalt gewählt worden wäre; eine schlechte Beleuchtung ver-

hüllte zum Theil diese Blößen, und eine, oft die Gehörsnerven marternde Musik forderte die, ohnehin zur Satyre geneigte Jugend auf, mit derben Fußtritten den Takt zu begleiten. Lange war den kunstsinnigen und wohlhabenden Einwohnern Leipzigs dieser Musenstall ein Gräuel; doch vergebens sann man auf Mittel zu seiner Abstellung. — Da erschien Hr. Küstner plötzlich, trat an die Spitze der Anstalt, und gleich dem Phönix aus der Asche, erstand unter seinen Händen urplötzlich ein würdiger Tempel, dem würdigen Dienste der Musen geweiht. —

Das alte Haus ward aufgebaut, zweckmäßig und trefflich im Innern eingerichtet. Eine vollkommen gute Beleuchtung bannte (der Segen des Lichtes in jeder Bedeutung) alles Unschickliche und Unanständige aus diesen Hallen hinweg. Den Studierenden wurden bequeme Sitzplätze im Parterre eingeräumt, und durch diesen Beweis von Achtung sie selbst zur Achtung des Instituts ermuntert. In gleichem Maaße wie für die Verschönerung des Hauses sorgte der neue Direktor für die Verbesserung und Veredlung der dramatischen Vorstellungen. Ein vortreffliches, ja klassisches Repertoir ward unter ihm gebildet; ohne Rücksicht auf bedeutende Erhöhung seines Etats, trachtete er rastlos dar-

nach, dem Institute alle die Kräfte zu gewinnen, die dem Theater Glanz und Bestand gewähren konnten. Gleich beim Beginn seines Unternehmens engagirte er den so rühmlich bekannten Komiker Wohlbrück; mit ihm, den damals so berühmten Wurm; knüpfte Unterhandlungen mit dem großen Tragöden Eßlair an, und kontrahirte mit Ludwig Löwe, jetzt die Zierde des Burgtheaters zu Wien. Mit beiden Letzteren zerschlugen sich zwar die Unterhandlungen, doch ohne seine Schuld. Diesen Schaden so viel als möglich zu ersetzen, stellte er Ferdinand Löwe an, der damals in seiner Blüthe prangte, und namentlich in feinen Conversations-Stücken, an Eleganz der Haltung und Bewegungen, an edler Representation wohl nur von Herrn Korn in Wien übertroffen wurde. Stein, als erster jugendlicher Liebhaber, trug eine seltene Begeisterung, eine wohlthuende Kraft in alle seine Darstellungen. Von der Natur mit einer Stimme voll Anmuth und Wohllaut begabt, von Kindheit an mit sorgsamer Pflege für den edleren Vortrag gebildet, schlugen höhere tragische, namentlich rhetorische Rollen vorzüglich in den Kreis seines Wirkens, und er leistete wahrhaft Treffliches als Tasso, Rodrigo im Leben ein Traum, Hamlet und in ähnlichen Rollen. Herr von Zahlhaas, wiewohl damals erst

im Beginnen, zeichnete sich bald durch kühne Auffassung seiner Parthieen, durch ein kräftiges Organ und imposantes Aeußere aus; Madame Miedke, wohlbekannt durch ihre Kunstreisen nach München und Hamburg, bekleidete das Fach der tragischen Mütter; Demoiselle Böhler die ältere, spielte mit großer Auszeichnung erste Liebhaber-, vorzüglich aber Anstandsrollen; sie war es, die im Jahre 1818 im Burgtheater zu Wien selbst neben der großen Madame Löwe glänzte; eine bessere Donna Diana habe ich nie gesehen. Ihre jüngere Schwester, Demoiselle Doris Böhler, war die Zierde des Leipziger Lustspiels, wie sie später die des Magdeburger, Hamburger und Dresdner wurde; wie sie es stets jeder Bühne sein wird, die sie besitzt.

Die Oper hielt gleichen rüstigen Schritt mit dem recitirenden Schauspiel. Madame Neumann-Sessi prangte damals in ihrer Blüthe; später ward sie von Demoiselle Canzi ersetzt; mit ihr zugleich wirkte Herr Vetter, einer der ersten Tenoristen unserer Zeit.

Wie Herr Hofrath Küstner keine Kosten scheute, den artistischen Theil seines Instituts zu heben, wußte er durch weise Einrichtung des Repertoirs, durch weisliche Behandlung, durch einfache, aber geschmackvolle, oft sogar prächtige Dekorationen und

Kostüme, von einem vortrefflichen Orchester unterstützt, die Schaulust des Publikums zu erhalten und zu beleben. Seinen Untergebenen war er mehr Freund als Chef; durch Wohlwollen und Güte wußte er sich alle Herzen zu erschließen, alle Kräfte zum Gesammtwirken zu beleben; eine seltene Thätigkeit und Ordnung herrschte bei diesem Institute, und schwangen es während dessen eilfjähriger Führung zu einer Höhe empor, auf der es sich später unter der Hoftheater-Direktion von Dresden, obgleich keine Kosten gescheut wurden, nicht zu erhalten vermochte; von der es seither unter einer Privat-Direktion herabgesunken ist. — Das Andenken dieses Kunstvereins lebt noch rege in der Erinnerung der Leipziger, und dürfte sobald nicht daraus erlöschen! —

Diesem Institute gehörte ich volle vier Jahre an. Hier studirte ich mich völlig im Fache der Intriguants und Väter ein, gab von Zeit zu Zeit Gastrollen in Wien, Hamburg, Frankfurt a. M. u. s. w., verließ endlich Leipzig, übernahm für einige Zeit die Führung des Augsburger Theaters, und reiste im Jahre 1826 auf Gastrollen nach St. Petersburg. In Königsberg in Preußen angelangt, ward mir die Nachricht von dem Tode der Kaiserin von Rußland, und mit ihr die Gewißheit

der Vereitelung meines Planes. Ich gab daher einige Vorstellungen in Königsberg, an die sich sofort ein Engagement knüpfte.

Zweites Kapitel.

Franz und Karl Moor.

Hier komme ich zu einem der wichtigsten Ereignisse meines Künstlerlebens; wichtig, nicht sowohl der Sache selbst willen, als der Folgen die es hinsichtlich der öffentlichen Meinung über mein Talent, und namentlich über meine Kunstansichten hatte.

Ich bitte meine Leser um die Erlaubniß, zu meiner Rechtfertigung hier einen Augenblick verweilen zu dürfen.

Ich erwähnte früher der Idee, die ich schon vor Beginn meiner theatralischen Laufbahn hegte, den Franz und Karl Moor in den Räubern vereint darzustellen. Der seelige Herzfeld war auf diesen Vorschlag nicht eingegangen, aber seit jener Zeit verfolgte mich der Gedanke unablässig. Eines Tages befand ich mich an der Tafel des Herrn Professors Neumann, Direktor des Taubstummen-Instituts in Königsberg. Im Laufe des Gespräches theilte ich ihm und einem seiner anwesenden Freunde meine

Jugendidee mit, die, weit entfernt von ihnen verworfen zu werden, die lebhafteste Aufmunterung fand. Die Meinung dieser Männer war und ist mir sehr ehrenwerth, und meine eigene Neigung fand sich durch ihre Beistimmung nicht wenig ermuthigt. Der, zehn Jahre im Herzen unterdrückte, Wunsch erwachte mit neuem Feuer, brach sich gewaltsam Bahn, und zwang mich endlich, der Direktion mich zu eröffnen, die ungesäumt zur Ausführung meines Planes schritt.

Der Erfolg entsprach meinen Erwartungen; von vielen meiner Beurtheiler jedoch bin ich, wie mir scheint, mißverstanden worden. Am meisten lehnten sich die Schauspieler gegen mein seltsames Unternehmen auf, und unter ihnen ganz besonders diejenigen, die weder der einen, noch der anderen dieser Rollen gewachsen waren; die gediegenen Priester der Kunst urtheilten milder, wie überhaupt stets der Unterrichtetste der Billigste ist. Als ich z. B. einige Monate später Devrient in Berlin wiedersah, drückte er mir freundlich die Hand und sagte: Ich habe mich über Ihr Wagstück gefreut, die Idee gefällt mir, ich hätte es selbst versuchen mögen. — Die große Schröder äußerte in Gesellschaft mehrerer Künstler, von denen mein Unternehmen heftig angegriffen wurde, nachdem sie es wacker verfochten

hatte, daß sie, wenn es gienge, die Elisabeth und Maria Stuart zu gleicher Zeit spielen möchte; „wäre es auch nur," fügte sie hinzu, „um dem oft so gräßlichen Zerstücken einer dieser Rollen vorzubeugen." — Wen die Schröder und Devrient freigesprochen, kann, glaube ich, vor diesem Tribunale sich gereinigt glauben.

Aber mein Unternehmen wurde auch ein Gegenstand der Kritik. — Die Sache war neu und erregte Aufsehen; kein Wunder, daß sie verschiedenartig beurtheilt wurde; exaltirte Lobeserhebungen, leidenschaftliche Angriffe füllten die literarischen Blätter. Ich habe mich nie über ein Urtheil, meine Darstellung betreffend, beschwert; auch wurde diese nie gerügt, sondern nur stets die ursprüngliche Idee. Hierin nun fand ich nichts als einen Kunstversuch; ich liebe nun einmal die Versuche; kann man mir ein Vergehen daraus machen? ist das Feld der Kunst nicht groß genug, um sich nach Belieben darauf zu tummeln? und ist es nicht besser von Zeit zu Zeit einen halsbrechenden oder auch selbst lächerlichen Sprung zu wagen, als in dem alten Gleise, und nach dem ewig gewöhnten monotonen Takt zu traben? — Wenn jeder Künstler im Leben auch nur *einmal* etwas Neues versuchte, gut oder schlecht, gleichviel, ich bin überzeugt, es stünde bes-

ser um die Kunst; das Schlechte würde schnell vergessen, das Gute erhalten werden, und das Publikum fände stets neuen Reiz an einer Kunst, die es jetzt so stiefmütterlich behandelt. Wir Deutschen sind aber hierin noch zu sehr Aristokraten; etwas Neues, Ungewöhnliches darf nicht in einen Salon treten, wenn es nicht die gewichtige Empfehlung eines großen Namens in der Tasche trägt. Und dann machen wir aus jeder Ameise einen Elephanten; wir erschaffen uns Ungeheuer wo keine sind. Ich erinnere mich noch, bei Gelegenheit einer, in Dresden neu einstudierten, Vorstellung des Hamlet in den Zeitungen gelesen zu haben, daß man nun auch gewagt die Todtengräber-Scene zu geben!!! — Großes Wagniß, eine Scene mehr oder weniger; ist das Publikum so unterrichtet, daß es seinen Shakespeare auswendig weiß, so wird es vor dieser Scene nicht erschrecken; ist sie ihm unbekannt, desto besser! so bleibt ihm wenigstens die Ueberraschung, und keinesfalls sehe ich das ungeheure Wagniß ein. Aber das ist ein Wichtigthun und ein schwerer Sinn, den wir lieben in die einfachsten Verhältnisse des Lebens zu tragen, und da wir das Unbedeutendste zu einer Wichtigkeit erheben, so sehen wir darüber das wahrhaft Wichtige nicht. — Ein Blatt sagte: mein Unternehmen sei

eine Entweihung der Kunst!!! Ich habe entsetzlich lachen müssen, und wäre beinahe stolz geworden. Ich kenne gar keinen lebenden Künstler der so hoch stünde, daß er sich an der Kunst vergreifen, daß er sie entweihen könnte; und wenn der Pöbel in Paris im Jahre 1814 im Verein mit Pferden und Baschkiren die kolossale Säule Napoleons von der Colonne Vendome in den Koth hinabriß, so zeigte er einzig seine brutale Kraft, und zertrümmerte nur das Sinnbild menschlicher Größe; — das Ideal wird nicht erniedrigt, wie es nicht erreicht werden kann. —

Aber auch zugegeben, jene Entweihung wäre möglich; untersuchen wir doch ein wenig, worin sie besteht. Des Künstlers einziges Streben ist: sich seinem Ideale zu nähern; nur durch Hinwegräumung der ihn aufhaltenden Hindernisse gelangt er zum Ziel. Die überwundene Schwierigkeit bahnt ihm den Weg zu einer anderen, welche, beseitigt, ihn zu einer neuen führt. Jemehr er überwindet, desto mehr muß und wird er überwinden, denn der Kampf stählt seine Kraft. Die Lösung zweier Schwierigkeiten vereint, ist daher eine große Aufgabe, die den Muth dessen ehrt, der sie sich setzt. Bis hierher ist die Sache rein als Studium betrachtet, und kein denkender Mensch wird ein

ernstes Studium verwerfen, führte es auch zu nichts als zur Uebung und Stärkung der Fähigkeiten.

Ich fürchte nicht, daß diesem Argumente widersprochen werde; aber, können meine Gegner sagen, indem wir die Studien des Künstlers ehren, verlangen wir doch von ihm nichts vorgeführt zu sehen, als die Resultate dieser Studien, nicht sie selbst. — Gut! diese Resultate zeigen sich. gewiß früher oder später in dem Totale meiner schwachen Leistungen, die ohne sie, gewiß noch viel schwächer wären; aber wer hat je einen Künstler getadelt, wenn er dem Publikum selbst eine Skizze, ein Modell zeigt, die es später in seinen abgeschlossenen Werken wiederfindet? und wenn er Selbstvertrauen, oder nennen wir es auch kindische Eitelkeit, genug besitzt, schon diese Studien, diese Plane und Entwürfe, dem Beobachter interessant zu glauben, wer will, ja wer darf, wer kann ihm ein Vergehen daraus machen, sie zu produciren? Wem tritt er dadurch benachtheiligend in den Weg? Raubt er gelungeneren Erzeugnissen den Platz? Ist der Weg der Kunst nicht breit genug? und hat ihn seine kindische Anmaßung betrogen, ist das Publikum nicht da, ihn zu richten? tritt ein Anderer für ihn ein, wenn es ihn mit Hohnlachen und Zischen bestraft? — Da, wo der Verlierer nicht Entschädigung fin-

det, soll da der Gewinner, sei der Gewinn auch noch so klein, den Lohn seiner Bemühungen bekritteln sehen? — Ich glaube, dem Billigdenkenden entschlüpft hier kein: Ja! —

Aber von dem Allgemeinen zum Speciellen! — Die Anwendung selbst! Was haben meine Gegner an meinem künstlerischen Versuche getadelt? — Die Ausführung? — Nein! — Darauf würde ich nie ein Wort entgegnet haben! wie die Kunst ist die Kritik frei, und wird sie gemißbraucht, so tröste ich mich, denn ich verdanke der freimüthigen ehrlichen Kritik viel mehr, als mir je der Mißbrauch derselben geschadet hat. Aber der Ausführung wurde auch nie tadelnd erwähnt; im Gegentheil ließen meine Gegner ihr stets Gerechtigkeit widerfahren; doch den Vorwurf griffen sie an, und nannten ihn ein Kunststück. Wie unpassend ist diese Benennung! Was ist ein Kunststück? Ein Theil, ein Stück einer Kunst, das aber nur in physischer, in mechanischer Hinsicht erreicht worden ist, und dem der edlere, der geistige Theil gebricht. — Ist das der Fall bei dem Versuche den ich gewagt? Ich mache den unbefangenen Leser zum Richter und entgegne nichts mehr.

Die Aufgabe ist, zwei ganz heterogene Karaktere, dicht neben einander gestellt, zu gleicher Zeit

zu schildern. Sie zerfällt in zwei Theile: in moralische und physische Lösung des Problems. Nun habe ich selbst von meinen leidenschaftlichsten Gegnern die körperliche Kraft bewundern gehört, mit der zwei so anstrengende Parthieen bis zu Ende geführt wurden. Dies spricht im ersten Augenblick nur für einen großen Fond marterieller Hülfsmittel. Das ist aber ein Irrthum. Die größte physische Kraft würde nicht zureichen der Aufgabe zu genügen, wenn nicht ein strenges künstlerisches Berechnen sie in Einklang mit dem erforderlichen Aufwand brächte. Man kann erwidern, daß, wenn eine der beiden Rollen noch einmal so stark wäre, sie doch auch gespielt werden müßte, und daß demnach die Mittel sich schon finden würden. — Der Irrthum ist nicht minder groß; denn wenn ein Dichter über große Kraft-Aeußerungen disponirt, so theilt er sie so ein, daß die des Darstellers zureichen würden, wäre die Aufgabe auch noch größer; hier aber tritt genau das Gegentheil ein; die Anstrengungen der einen Parthie sind gerade da am heftigsten, wo der anderen ein Ruhepunkt vergönnt ist; nach dem Erschlaffen des Franz im 4ten Akt, beginnt die Raserei Karls unmittelbar darauf, und da, wo mit dem Schlusse dieses Aktes eine weise Ruhe die verlorne Kraft ersetzen soll, beginnt die

anstrengende Traum=Scene des Franz im 5ten Akt u. s. w. — Nie hat mich die vereinte Darstellung dieser beiden Karaktere heiser gemacht, nie bin ich, nach Ueberwindung dieser Schwierigkeit mehr durch irgend eine Rolle heiser geworden; ja ich erkühne mich, jede, auch eine wirklich schwache Brust, durch genaue künstlerische Berechnung der Kräfte, und vornämlich der Steigerung der Leidenschaften in den Stand zu setzen, dem Ohre des Zuhörers diese Schwäche gänzlich zu verbergen; diese physische Ausdauer beruht auf einem eigenen, in der dramatischen Kunst eben so schwierigen als wichtigen Studium, und da sie durch jene Uebung erreicht worden ist, so lohnt sie schon deshalb die verursachte Mühe.

Aber die moralischen Kräfte des Darstellers werden in einem noch weit höheren Grade in Anspruch genommen, und ihre gänzliche Abhängigkeit von meinem Willen, war das eigentliche Ziel meines Strebens. Welche Herrschaft über die Phantasie wird nicht erfordert, aus der Darstellung des einen Karakters, der in leidenschaftlichen Ausbrüchen sogar oft eine große Aehnlichkeit mit dem anderen gewinnt, in diesen urplötzlich überzugehen, ohne im Entferntesten an jenen zu erinnern! — Dies ist aber absolute Nothwendigkeit, denn mahnt der Dar=

steller bei Entfaltung des einen Karakters auch nur momentan an den anderen, so ist die Lösung der Aufgabe mißlungen, und ein schallendes Gelächter unausbleiblich; denn die tragische Situation müßte nothwendig einen zu großen Kontrast zu diesem komischen Anklange bilden, als daß die natürliche Ironie des Hörers sich unterdrücken ließe; Beifall und Mißfallen kann erkünstelt, erkauft, erfreundet, erfreibillettet werden; — das Lachen allein ist ein so natürlicher Reiz der Muskeln, daß es unwillkürlich sein Recht behauptet, und sich beinahe eben so schwer unterdrücken als willkürlich erzeugen läßt.

Giebt man mir in dem Angeführten ebenfalls Recht, so bliebe noch der Einwand, daß bei der vereinten Darstellung beider Rollen nothwendig die Eine der Anderen geopfert werden müsse; — dies ist ein dritter Irrthum! und ich, der beide Rollen auch einzeln gespielt, kann aus Erfahrung versichern, daß sie mir nie besser gelungen sind, als in dieser Vereinigung. Der Beweis, so schwer er scheint, ist sehr leicht zu führen.

Der Maßstab aller Begriffe von Schönheit, Häßlichkeit u. s. w. ist relativ. Sie sind, was sie sind, nur durch Kontraste; das weibliche Geschlecht ist nur das Schöne, weil es Reize entfaltet, die

dem unsrigen mangeln; nie dünkt uns der Schein und Einfluß der Sonne lichter und erquickender als in kalter, finsterer Nacht, oder nach einem trüben, feuchten Morgen. So habe ich nie den moralischen Werth dieser widerstreitenden Karaktere in ihrem ganzen Umfange kennen und schätzen gelernt, als indem ich sie gleichsam in Gemeinschaft in mir aufnahm, und vereint in meinem Gemüthe, vor meiner Phantasie, entfaltete. Das ist keine Täuschung; dieselbe Erfahrung hat sich wiederholt siegreich bewährt; bei späteren Studien des Lear z. B. habe ich, die Entwickelung des Wahnsinns treu und kräftig in mir aufzunehmen, Edgar und seinen verstellten Wahnsinn mit Fleiß studirt, und in der lebendigen Zusammenstellung beider poetischen Gestalten schwoll mir erst, in der Waldscene, der ungeheure Schmerz des greisen Königs mächtig bis zum Herzen und erfüllte mich dergestalt, daß ich ihn, da oder nie, lebendig gefühlt zu haben glaube. Meinen jüngeren Gefährten, die, wie ich, noch rüstig auf die Mühseligkeiten unserer Kunst zusteuern, rathe ich aus innerster Ueberzeugung, ja keine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, da, wo sich ihren darzustellenden Rollen widersprechende Karaktere zeigen, diesen ein ernstes Studium zu weihen; es reinigt die Leidenschaften der Vorwurfsrolle in der

Ergründung derjenigen, welche sie vielleicht, bevor sich mein System an ihnen bewährt, als überflüssig, unbeachtet ließen.

Ich kann weiter gehen, und frühere, mit Erfolg gekrönte Versuche als Rechtfertigung des Meinigen anführen. — Was ist der Schauspieler wider Willen als eine dunkle Andeutung dessen was ich später that? — Sehen wir diese primitive Idee der verschiedenartigsten Darstellungen durch dieselbe Person nicht später in den Drillingen noch ausgeführter? — „Ja," sagt man, „das ist Lustspiel, das ist Scherz, das ist etwas Anderes." — Und warum ist es etwas Anderes? warum ist es Scherz? — Wehe über Euch! die Ihr die Kunstleistungen zum Scherze herabzieht; Ihr seid die Urheber ihres Verfalls; was Lust- was Trauerspiel! — auf der Bühne ist Menschendarstellung alles; es giebt nur eine poetische Wahrheit; erlaubt diese im Lustspiele eine Seltsamkeit, warum solche in der Tragödie verdammen? — Und was thut Tiek bei seinen Vorlesungen? Hat man ihm je einen Vorwurf daraus gemacht, zwanzig verschiedene Personen eines Stückes mit eben so viel verschiedenen Stimmen zu lesen? oder gehört das nicht in's Gebiet der Kunst? oder macht der Ort einen Unterschied? — Bühne oder Zimmer, bleibt Kunst nicht Kunst? soll ihre Ausübung, in

welchem Zweige, an welchem Orte sie statt finde, nicht gleich ernst sein und gleich edel? — Und nun frage ich, würde mir eine solche Lektüre nicht für ein Kunststück ausgelegt worden sein? und ist die Sache wirklich gut, sollte sie nicht gleich gut sein bei Jedem, trüge er auch nicht Tiek's hochgefeierten Namen? —

Ich bitte meine Leser ernstlich, alles hier Angeführte nur als Rechtfertigung der besagten Unternehmung, ja nicht ihrer Ausführung zu halten. Diese geht mich nichts mehr an. Die Idee ist mein, die mußte ich vertreten; die Ausübung gehört dem Publikum: es richte; wird es sie ferner so günstig aufnehmen wie bisher, so werde ich in seinem Beifall den schönsten Hebel zum Aufbau dessen finden, was noch chaotisch in meinem Geiste schlummert. —

Ich habe dem Publikum diese meine Darstellung nie aufgedrungen; dem Wunsche, sie zu sehen, bin ich gewichen, und werde es noch ferner thun, denn in dieser Willfährigkeit finde ich gewissenhaft nichts, was meinem Kunstgefühl entgegenträte. Meine Ueberlegung stimmt harmonisch mit meinem Gefühle überein, und Autoritäten erkenne ich nicht an. Mag es neu, mag es überraschend sein, — was kümmert das mich; das letzte Decennium hat

Vieles geboren, was neu und überraschend war, und dennoch gut. Das Feld der Kunst ist frei; die Talente mögen es durchlaufen. Man zeige ihnen den Weg, mache sie auf falsche Tritte, auf gefährliche Abwege aufmerksam, aber hemme nicht gewaltsam ihren Lauf. Das Musenpferd hat seinen eigenen Instinkt; es steigt und knirscht in den Zügel, und fliegt nur dahin, wohin es der Genius treibt. Hat der es wahrhaft begeistert, erreicht es früh oder spät seine Höhe; spross sein Enthusiasmus nur aus genossenem Hafer und Heu, nun „so kommen," wie Schiller sagt, „seine Träume aus dem Bauche und bedeuten nichts," und es wird in den Abgrund rennen, und lohnt der Mühe nicht, die Ihr nehmt, ihm gewaltsam hemmend in Zügel und Gebiß zu greifen.

Was mich betrifft, ich liebe nun einmal die Versuche; ich glaube, man kann nichts Besseres thun, als immer versuchen; ich würde mein Leben damit zubringen, hätte ich nur hinlänglich Zeit und Renten; es führte am Ende doch zu etwas Gutem, und wäre es auch nur, Andere von einem verunglückten Versuche abzuschrecken. Meine Leser sehen, ich bin Philantrop.

Drittes Kapitel.

Paris.

Im Jahre 1823 schrieb ich an Talma nach Paris, und theilte ihm meinen Wunsch mit, auf dem französischen Theater zu debütiren. Ich bat ihn mir zu sagen, ob er diesen Versuch eines Deutschen nur für möglich hielte; auf diesen Glauben hin, wollte ich es wagen. Ich schloß diesen Brief an einen Freund und Verwandten in Paris ein, den ich ersuchte, ausführlich mit diesem Großmeister unserer Kunst über meinen Plan zu sprechen. Es gieng mir hier, wie mit meiner ersten Bittschrift an den seeligen Herzfeld; ein Schweigen war die ganze Antwort, das nach mehreren Jahren mein Freund, der mit Talma mündlich viel darüber gesprochen, mit dessen Aeußerung erläuterte, daß ein solcher Gedanke nur dans le cerveau d'un fou, entspringen könnte. Ich war fou genug meine Lieblingsidee damals zu unterdrücken; unglücklich genug, Talma nie zu sehen; unglücklich! ja! jetzt fühle ich erst

ganz das Gewicht dieses Wortes, denn damals war ich noch in dem Wahn befangen, der ganz Deutschland über die Darstellungsart der Franzosen verblendet; jetzt, wo ich diese und den Geist der französischen Sprache näher kennen gelernt, bereue ich schmerzlich den herben Verlust, denn jetzt kenne ich erst den Maßstab, der für eine Darstellung der Franzosen, mit Berücksichtigung auf ihre Literatur, Sprache, Schule, und, aus alle dem hervorgehenden Form gebührt. Und welche Anregungen hätte in mir Talma's Spiel erweckt, von dem selbst die Traditionen noch unverkennbar zeugen, wie bei ihm der Ausfluß des Genius der strengsten Kritik des Verstandes unterworfen war; wie kühn er schaffte, wie sorgsam er feilte. O Talma! Talma! dein Tod gehört mit zu meinen herbsten Verlusten.

Diese Sehnsucht in mir, Paris und die französischen Theater kennen zu lernen, ließ sich unterdrücken, doch nicht zerstören. Ich benutzte einen Moment der Freiheit, und eilte im Frühjahre 1830 dahin.

Paris heißt mit Recht die Königin der Städte. Groß und majestätisch erhebt sie sich an beiden Ufern der Seine, und bietet dem Fremden einen wahrhaft imponirenden, königlichen Anblick dar. Wie die Wahrheit von der Fabel ihr Gewand ent-

leiht, um schneller zu wirken, so vereint sich in Paris die Größe mit dem Luxus, um sich sofort aller Sinne zu bemeistern.

Wer zum erstenmale an einem Sommerabend in das beleuchtete Palais-royal tritt, und sich nicht in seine Jugendträume versetzt fühlt, hat nie eine wahrhafte Jugend gehabt, und hat nie in ihr wahrhaft geträumt. Mir hat der Anblick Thränen entlockt, Thränen eines wahrhaften Wonnegefühls. Alles was Paris besitzt, findet man vielleicht einzeln an anderen Orten; das Palais-royal nicht; das ist einzig in Paris, das ist wahrhaft national und spricht beim ersten Anblick den Karakter des Volkes aus: Luxus, Ueppigkeit, leichte Freude, Veränderung, Vergnügen. Im Garten selbst bieten zwei Pavillons sich als Journal-Zirkel dar, — fehlt noch etwas, um an diesen Zeichen ganz Frankreich und seine Bewohner zu erkennen? — Aber die Zeit, diese gewaltige Umgestalterin alles Bestehenden, hat auch den Karakter der Franzosen nicht verschont. Haben ihre Armeen in Deutschland etwas von unserem ernsten Sinne heimgetragen, haben die unseren dort etwas davon zurückgelassen, hat das herbe Unglück, daß diese edle Nation getroffen, diese Veränderung erzeugt, ist sie endlich eine Folge ihrer steten politischen Kämpfe und Re-

volutionen? — gleichviel sie existirt, und die Laune, der üppig leichte Sinn der Franzosen der Molière verewigte, und von Molière verewigt ward, gleicht dem des jetzigen Geschlechtes nicht viel mehr, als die altdeutschen Rüstungen der Wartburg unseren modernen Fracks. Auch hier zeigt sich das Palais-royal als ein treuer Barometer. Die Schaar der Nymphen, geschmückt wie zu dem glänzendsten Feste, behangen mit den edelsten Steinen, und den Ton der besten Gesellschaft affektirend, die den unschuldigen Fremden in die Zirkel des ersten Hofes der Welt versetzten; dieser Luxus, der alle Glaubwürdigkeit überstieg; — das alles ist verschwunden, und das keuscheste Mädchen kann am späten Abend die Hallen des Palais-royal durchstreifen, das blendende Laster schlägt ihre Augen nicht nieder. Ueber das geheime werde ich mich nur soweit äussern, als die Blicke meiner Leserinnen es zu ertragen vermögen.

Am westlichen Ende dieses berühmten Gebäudes befindet sich ein altes, abgesondertes, aber durch Gallerieen den alten und neuen Bau des Palais-royal von dieser Seite verbindende Haus. Die eine Façade, nach der rue richelieu zu, ist mit Säulen versehen, die entgegengesetzte, nach dem Innern des Hofes, ganz mit Läden verziert, und läßt kein

abgesondertes Gebäude erkennen. Wie es da, in seiner einfachen Anspruchslosigkeit steht, scheint es auf den herrschenden Pomp mit stiller Hoheit herabzublicken, und sich an den Trümmern seiner ehemaligen Größe zu weiden. Dieses Haus war lange, lange der Stolz der Nation; in ihm glänzte alles was die dramatische Literatur der Franzosen verherrlichte; hier war der Zusammenfluß aller großen dramatischen Genies, hier der Sammelplatz aller Schöngeister, aller Maecene und wirklichen Priester der Kunst, hier der wahrhafte Tempel, dem reinen Dienste der Musen geweiht. Dieses Haus ist das Théâtre français.

Viertes Kapitel.

Théâtre français.

Seinen ersten Ursprung leitet es zum Jahre 1662 hinauf, wo Molière und die Schauspielerin Bejart eine Truppe bildeten, die in Frankreich herumzog, in Lyon, Bézières und Paris spielte, und an letzterm Orte namentlich durch die Vorstellung der précieuses ridicules eine wunderbare Sensation erregte. Es herrschte nämlich damals eine Affektation in Literatur und Leben, die sich vornehmlich der Frauen bemächtigt hatte, welche gleich sehr mit einer Erkünstelung in Haltung, Putz und Sprache in der Gesellschaft koquettirten, als in ihren Schriften mit der lächerlichen Emphase eines schwülstigen Romanstiles. Diese Unnatur drohte das gesellige Leben gänzlich zu untergraben, als Molière seine scharfe Geißel gegen diese ansteckende Krankheit der Schöngeisterei schwang, und sie wie mit einem Blitzstrahl vertilgte. Man erkannte sich, lachte über sich selbst, klatschte, — und die Reform war bewirkt.

Louis XIV. bewilligte dem Dichter eine Pension von 1000 Franken und erhob dessen Truppe zu seiner Hofschauspieler-Gesellschaft. So ist Molière als der Gründer jener Anstalt zu betrachten, die später mit den Stolz der Nation ausmachte. Zu den Meisterwerken dieses genialsten der Theater-Direktoren gesellten sich bald die des berühmten Pierre Corneille und Racine, die Schöpfer der französischen Tragödie. Ersterer, der schon unter Louis XIII. mit dem Strahl seines Genies die Bühne erleuchtete, genoß, durch Partheien verunglimpft, nicht jener allgemeinen Anerkennung, deren sich später sein Andenken erfreute; doch stellt man im Allgemeinen noch heut zu Tage in Frankreich Racine über Corneille, wegen der Reinheit seines Stiles und seiner unvergleichlichen, nicht nachzuahmenden Verse. Selbst Voltaire, der nach seiner, mit kritischen Noten versehenen Ausgabe der Werke jenes Dichters gefragt wurde, ob er nicht über die Racine'schen Werke eine gleiche Kritik liefern werde, erwiederte: „Il n'y a rien a dire, qu'excellent, parfait, incomparable." — So erhob sich unter Louis XIV. in Paris eine Anstalt, die lediglich der Ausübung der edleren dramatischen Kunst gewidmet war.

Von dieser Zeit an war die Comédie française der Salon der vornehmen Welt. Seit Louis XV.

wimmelten ihre Foyers und die Logen*) der Künstler von Dichtern, Gelehrten, Fürsten, Grafen, Marquis und allem was auf Kunst und ihre Bewunderung Anspruch machte; und wenn Baron sagte: „Un comédien devrait être élevé sur les genoux d'une rèine;" so fand diese Extravaganz hier wirklich einen Anklang. Eine ausgezeichnete Künstlerin wurde wahrhaft verehrt, und Molière hatte, der Erste, durch sein dramatisches Genie seinen Kunstgenossen den Weg zur haute société gebahnt, was in Paris so viel sagen will, als zum eigentlichen Leben.

Noch zu Voltaire's Zeit war die Comédie française in der rue dauphine gelegen, dem jetzigen Café Procope gegenüber, doch wanderte sie bald darauf dem Garten des Luxemburg zu, und nahm die Stelle des heutigen Théâtre Odéon ein. Hier erschütterten sie die Stürme der Revolution. Die Gesellschaft theilte sich im Jahre 1790. Die eine Hälfte, welche sich zum Königsthume bekannte, blieb im Théâtre français; die andere errichtete im Palais-royal das Theater der Republik. Das Schicksal der Ersteren war traurig. Des Royalismus angeklagt, wurden ihre Mitglieder in's

*) Die Ankleidezimmer heißen in Frankreich: les loges.

Gefängniß geworfen, ihr sämmtliches Vermögen, bestehend in baarem Gelde, in Häusern, Gütern und anderem Eigenthume wurde gewaltsam konfiscirt, ihnen selbst der Prozeß gemacht. Hier leistete ihnen Labussière, Chef de Division au ministère de la Justice, einen ersten sehr folgereichen Dienst, indem er die, gegen sie vorhandenen Anklage-Akten in dem Büreaux unterdrückte. Doch blieben sie nichts desto weniger eingekerkert bis zu Robespièrre's Sturz. Nach ihrer Befreiung theilten sie sich in zwei Sektionen. Die erste bildete unter der Direktion der Demoiselle Rocourt (1796) das Théâtre Louvois, (rue louvois,) wo jetzt das unausgeführte Monument des dort ermordeten Herzogs von Berry steht; die zweite zog sich in das ehemalige Théâtre feydeau zurück, wo sie mit den Künstlern der Opera comique alternirte.

Das Théâtre Louvois zählte damals zu seinen trefflichsten Künstlern den berühmten Larive, Nachfolger Lekain's, der in Kunsthöhe den Mittelpunkt zwischen diesem größten aller französischen Tragöden und Talma bildete; ferner St. Prix der noch lebt, doch schon längst sich von der Bühne zurückgezogen hat; ich lernte ihn kennen, und ward von seinem imponirenden Aeußern, seiner hohen Gestalt und dem noch jetzt sonoren Organe ergrif-

fen: Vorzüge, die mich augenblicklich an Eßlair erinnerten; außerdem waren dort noch St. Phal und die Damen Rocourt und Fleury.

Auf dem Théâtre feydeau glänzte der unerreichte Fleury, Dazincourt, Comont, Larochelle; die Damen Contat, Devienne, Meserct, Lange und Mars, die berühmte Tochter des berühmten Monvel, die noch in ihrem hohen Alter die Zierde ihrer Bühne ist.

Zu den ausgezeichnetesten Künstlern des Théâtre de la république gehörten Monvel, Molé und Grandmesnil, mit dem jedoch schon damals der viel jüngere Talma wetteiferte; ferner die Komiker Michot, Dugazon und Batiste ainé. (Letzteren, der seit einer Reihe von Jahren pensionirt ist, hatte ich mehrere Male zu sehen Gelegenheit, und staune, wenn ich mir denke, daß, was ich sah, was mich so hoch entzückte, nur noch Reste ehemaliger Kunst waren. Sein Orgon im Tartüffe war vortrefflich; ganz meisterhaft aber sein Kapitain in: les deux frères, eine Bearbeitung des Kotzebue'schen Bruderzwistes.) Die vorzüglicheren weiblichen Talente dieses Theaters waren: Madame Talma, Joly, Degearcin, und die beiden Demoiselles St. Val.

Im Jahre 1798, unter dem Direktorium, machten sämmtliche Fraktionen des Théâtre français fast

zu gleicher Zeit banquerott: das Théâtre de la république unter der Direktion Sagaret's, das Théâtre Louvois unter der der Demoiselle Rocourt, und Feydeau unter Gaillard's Leitung. Da faßte der oben angeführte Labussiére den Plan, alle drei Zweige des ehemaligen Instituts wieder zu vereinigen. Ein Konsular-Dekret 1799 bildete aus ihnen sämmtlich eine Anstalt, auf die alten Grundlagen der Comédie française fundirt, räumte ihr das Theater der Republik ein, und belegte sie mit dem Namen: Théâtre français. Dieses Unternehmen zu erleichtern, schrieb ihnen der erste Konsul als theilweise Entschädigung des in der Revolution durch gewaltsame Entziehung ihres Eigenthums erlittenen Schadens, Einmalhunderttausend Franken Renten in das große Buch der Staatsschuld ein; *) sie wurden zur Pensionirung der in Ruhestand versetzten Mitglieder und zur Bestreitung der Miethe verwendet, die damals 50,000 Franken betrug. (Jetzt hat Louis Philipp sie, als Eigenthümer des Palais-royal, auf 80,000 Franken gesteigert.) — Die Socie-

*) Diese Summe, so bedeutend sie scheinen mag, war doch nur eine schwache Entschädigung für ihren Verlust, der außer dem Obenangeführten, die Nutznießung des Théâtre Odéon in sich begriff.

taire der, auf diese Weise, wiedergebornen Comédie française unterzeichneten auf Befehl des Konsuls vor Notarien einen Akt der Vereinigung, und Napoleon dekretirte ein Reglement für das Innere der Administration, und ließ sich durch einen Kommissair des Gouvernements vertreten, der mit der Vollstreckung dieses Reglements beauftragt war. Verschiedene Dekrete, vorzüglich die vom 29ten Juli und 1sten November 1807, bestimmten noch näher die Verfassung des Théâtre français.

So in seinen Rechten und Privilegien nach Außen geschützt, blühend im Innern durch Vereinigung so vieler ausgezeichneter Talente, bot dieses Institut ein Muster jeder Bühne dar, sowohl für das Gedeihen der Kunst, als das der materiellen Interessen. Zum zweitenmale erreichte es seinen Glanzpunkt unter dem Kaiserthume. Napoleon liebte die klassische Tragödie. Er fühlte sympathetisch bei der Darstellung römischer Helden und Tyrannen. Corneille war sein Liebling. Es ist bekannt in Deutschland, daß, wenn der Dichter unter seiner Regierung gelebt hätte, er durch ihn die Ministerbank geziert haben würde. Desto besser, daß es nicht so war! Der Minister hätte vielleicht den Dichter getödtet; auch wäre der Politiker Corneille wohl zu ersetzen gewesen, der Poet Corneille

ist es leider! noch nicht. Vielleicht war es aber nicht nur der Dichter den er in ihm ehrte; Napoleon war zu praktisch um sich an dem Nektar der Poesie zu berauschen; auch lebt noch im Munde der Zeitgenossen seine wiederholte Aeußerung: „Corneille est le bréviére des rois; je le porte toujours dans ma poche.“

Das Kaiserthum hatte die stürmische Zeit der Revolution verdrängt, und wie der Sieger der Faktionen den alten Adel in seine Salons zu ziehen sich bemühte, so füllten sich auch wieder allmählig von ihm die Foyers des Théâtre français. Napoleon bedachte diese Bühne mit wahrer kaiserlichen Huld. Zwar bezog sie keine direkte Geld-Unterstützung vom Staate, doch machten die ihr verliehenen Privilegien dieselbe entbehrlich. Außer den häufigen ansehnlichen Geschenken, womit er einzelne Individuen bedachte, interessirte er sich auch persönlich für das Wohl der Anstalt. So forderte er selbst seine Kavaliere zu Abonnements auf, wenn durch Zufall eine Loge vakant war; doch fand das selten statt, und unter ihm reichte in der Regel die Logen-Anzahl nicht hin, die vornotirten Abonnenten zu befriedigen. Er besuchte das Theater häufig, war oft bei Proben gegenwärtig, und trieb diese seine Vorliebe bis zur offenbaren Tyrannei gegen

die anderen Bühnen. So erschien unter ihm ein Dekret, welches die Comédie française berechtigte, jeden Schauspieler im ganzen Reiche um jeden beliebigen Preis zu engagiren; wollte der Künstler sich nicht fügen, hielten ihn Herzens-, Familien- oder pekuniäre Angelegenheiten in der Provinz oder an einer anderen Bühne von Paris zurück, so konnte das Théâtre français ihm das Auftreten an jedem Orte, wo es auch sei, untersagen, und ihn gerichtlich zwingen, sein Engagement anzutreten.

Mit der Revolution von 1830 verschwand dies tyrannische Recht; tyrannisch allerdings, denn jede gewaltsame Einschränkung des freien Willens ist eine Tyrannei; doch war diese leicht zu ertragen. Erstens war die Comédie française der Hafen nach dem jeder kunstliebende Darsteller segelte; dann fand die Ausübung dieses Rechtes nur bei ausgezeichneten Künstlern statt, die, wenn auch im Anfang schlecht besoldet, sich doch bald ihre Karriere brachen, was Talenten hier, wo die Volksstimme so gewaltig prädominirt, sehr leicht war; einmal Societaires, war ihr Loos sehr glänzend; geehrt, reichlich besoldet, denn 20 bis 25,000 Franken jährliches Einkommen war auf eine part entière des Societairs etwas ganz Gewöhnliches; nach 20jähriger Dienstzeit 4000 Franken Pension, die bei fortgesetz-

ter Aktivität von Jahr zu Jahr um 400 Franken stieg, war auch nicht zu verwerfen; — bei alle dem war und bleibt es eine Tyrannei; ich mag nicht glücklich sein, wenn man mich zwingen will es zu werden.

Jetzt zwingt man die Künstler nicht mehr zu Engagements beim Théâtre français; es ist aber auch kein Glück mehr dort zu suchen. —

Durchschaute der Scharfblick des Kaisers schon unter diesem glänzenden Gewande die Blößen, welche sich später enthüllten, wollte er, seinen eigenen Sturz ahnend, diesen Liebling seiner Muße-Stunden vor dem sichern Verderben schützen, oder ertrug sein Despotismus nicht das republikanische System einer, unter ihm so hoch blühenden Kunst-Anstalt, — genug, im Jahre 1812 ward die Form dieses Theaters durch ein Dekret des Kaisers gänzlich verändert, es ward seiner Selbstständigkeit beraubt, und ohne auf bestimmt ausgesprochene Weise für diesen Verlust entschädigt zu werden, durch gänzliche Ueberantwortung an den Hof, ohne jedoch dessen Verpflichtungen direkt bestimmt zu sehen, in eine total falsche Stellung versetzt, die ohne Zweifel viel beitrug, seinen Sturz zu beschleunigen.

Das famöse: **Décrèt impérial sur la surveillance, l'organisation, l'administration, la compta-**

bilité, la police et la discipline du Théâtre français; au quartier impérial de Moscou le 15. Octobre 1812, — läßt das Théâtre français nicht nur wie bisher unter der Oberaufsicht und Direktion des Oberintendanten der kaiserlichen Theater, sondern macht es von demselben und dem Gouvernement gänzlich abhängig.

Unter dem Kaiserthume erhob sich keine Beschwerde gegen diese Verfügung, da die Abhängigkeit, die sie bedingte, durch größere Vortheile, die sie bewilligte oder auf's Neue bestätigte, aufgewogen wurde. So existirte ein kaiserliches Dekret, datirt St. Cloud le 8. Avril 1807, worin es wörtlich heißt, Titre III., Article 4.: „Le maximum du nombre des Théâtres de notre bonne ville de Paris, est fixé à huit; en conséquence sont seuls autorisés à ouvrir, afficher, et représenter indépendamment des quatre grands Théâtres mentionnés en l'article premier du réglement de notre ministre de l'intérieur, en date du 25. Avril dernier, les entrepreneurs ou administrateurs des 4 Théâtres suivans: 1er Le Théâtre de la Gâité, établi en 1760; celui de l'Ambigu comique, établi 1772, boulevard du Temple, lesquels joueront concurremment des pièces du même genre, désignées aux paragraphes 3. et 4.

de l'article 3. du réglement de notre ministre de l'intérieur.

2er Le Théâtre des Variétés, boulevard Montmartre, établi en 1777, et le Théâtre du Vaudeville, établi en 1792; lesquels joueront concurremment des pièces du même genre, désignées aux paragraphes 3. et 4. de l'article 3. du réglement de notre ministre de l'intérieur.

3er Tous les Théâtres non autorisés par l'article précédent seront fermés avant le 15. Août."

Jetzt besitzt Paris die nachfolgende Anzahl von Theatern:

Académie royale de musique.
Théâtre français.
Théâtre de l'Odéon.
Théâtre de l'Opéra comique.
Théâtre du Vaudeville.
Théâtre des Variétés.
Théâtre du Gymnase dramatique (ci-devant Théâtre Madame).
Théâtre des Nouveautés.
Théâtre du Palais royal.
Théâtre de la Gâité.
Théâtre de l'ambigu comique.
Théâtre de la porte St. Martin.
Théâtre du Cirque olimpique.

Théâtre Molière.
Théâtre de Mr. le Comte. (Des jeunes acteurs.)
Théâtre du Panthéon.
Théâtre du Luxembourg.
Théâtre des folies dramatiques.
Théâtre Séraphin.

Außer den genannten existiren noch eine Unzahl in der Banlieu.

Dies allein wäre hinlänglich den früheren Glanz und jetzigen Verfall des Théâtre français zu erklären. — Das besagte Artisten-Monopol ist der Charte von 1830 zuwider, und könnte, ohne ein unangenehmes Aufsehen zu erregen, nicht in Ausführung gebracht werden; auch würde es jetzt bei dem Verfall der Bühne eine odiöse Tyrannei sein, die unter Charles X. Perlet, den das Théâtre français zum Eintritt zwingen wollte, aus Frankreich trieb. Jetzt kehrt dieser berühmte Künstler von London zurück, und ist für das Théâtre gymnase dramatique gewonnen.

So vernachlässigte die Restauration alle Dekrete zu Gunsten der Comédie française, und behielt nur die, für sie drückende, bei. Um dieses offenbare Unrecht in etwas zu beschönigen, bewilligte Louis XVIII. eine Subvention von Einmalhun-

derttausend Franken per Jahr, welche, durch die fortwährenden, nicht zu ertragenden Verluste des Theaters auf Zweimalhunderttausend Franken gesteigert wurde; während eines Zeitraumes von fünfzehn Jahren, wo ohngeachtet dieser Unterstützung der ehemalige Gewinn der Societaire, von 20 bis 25,000 Franken jährlich, auf Null gesunken war, fanden sich Letztere genöthigt, um ihr Institut zu erhalten, eine Schuldenlast von Dreimalhunderttausend Franken zu kontrahiren. In diesem Zustande befindet sich jetzt die Comédie française, wo das gegenwärtige Gouvernement ihr nur noch 120,000 Franken bewilligt. Daher der Abgang ihrer ausgezeichneteren Mitglieder, daher die Unmöglichkeit, so viel es der Mangel an bedeutenden Talenten noch zuließe, jene zu ersetzen.

Der Pensionsstand dieser Bühne ist vortrefflich. Das Dekret von Moskau, datirt vom 15. Oktober 1812, bestimmt ihn folgendermaßen:

Section II.

Des dépenses de retraite.

§. 1. Du temps nécessaire pour obtenir la pension, et de sa quotité:

Art. 12. Tout sociétaire qui sera reçu, contractera l'engagement de jouer pendant vingt

ans; et aprés vingt ans de service, non interompus, il pourra prendre sa retraite, à moins que le surintendant ne juge à propos de le retenir.

Les vingt ans dateront du jour dés débuts, lorsqu'ils auront été immédiatement suivis de l'admission à l'essai et ensuite dans la société.

Art. 13. Le sociétaire qui se retirera après vingt ans, aura droit,

1er à une pension viagère de deux mille francs, sur le fond affecté au Théâtre français, par le décret du 13. Messidor an X., 2er à une pension de pareille somme sur le fonds de la société dont il est parlé à l'article 8.

Was diesen Artikel 8. betrifft, so befindet er sich in demselben Dekret unter Sektion I. Diese bestimmt die Theilung der Benefize in 24 Theile und es heißt unter Artikel 8.: une demi-part sera mise en réserve pour augmenter le fonds des pensions de la Société.

Art. 14. Si le surintendant juge convenable de prolonger le service d'un sociétaire au delà de vingt ans, il sera ajouté, quand il se retirera, cent francs de plus par an à chacune des pensions dont il est parlé à l'article précédant.

Art. 15. Un sociétaire qu'un accident, ayant pour cause immédiate le service de notre Théâtre français ou des Théâtres de nos palais, obligerait de se retirer avant d'avoir accompli ses vingt ans, recevra en entier les pensions fixées par l'article 13.

Art. 16. En cas d'incapacité de servir, provenant d'une autre cause que celle énoncée en l'article 15., le sociétaire pourra, même avant ses vingt ans de service, être mis en retraite par ordre du surintendant.

En ce cas, et s'il a plus de dix ans de service, il aura droit à une pension sur les fonds du gouvernement et une sur les fonds des sociétaires; chaqu'une de ces pensions sera de cent francs par année de service s'il était à part entière, de soixante-quinze francs sil était à trois quarts de part, et ainsi dans la proportion de sa part dans les bénéfices de la société.

Si le sociétaire a moins de dix ans de service, le surintendant pourra nous proposer la pension qu'il croira convenable de lui accorder, selon les services rendus à la société, et les circonstances ou il se trouvera.

Art. 18. Toutes ces pensions seront accordées par décision, rendues en notre conseil d'état,

sur l'avis du comité, comme il a été statué pour notre académie impériale de musique, par notre décret du 20. Janvier 1811.

Diese Einrichtung scheint mir vortrefflich; wird sie aber bestehen können? Bei dem traurigen Zustande der Finanzen dieses Theaters ist der Beitrag zum Pensions-Fond von Seiten der Societairs, laut oben erwähnten Art. 8. äußerst gering, und da die Zahl der Pensionäre sich häuft, so steht zu befürchten, daß selbst diese für die Zukunft mit den wirkenden Societairen gleiches Loos theilen dürften; denn ohne bedeutende Unterstützung der Regierung kann dieses Theater nicht bestehen, und das Oekonomie-Prinzip du Gouvernement à bon marché kann dieses Opfer der Kunst nicht bringen, wenn gleich es 40,000 Franken für einen Receveur général nicht übertrieben findet, der in Gottes Welt nichts thut, als Geld einkassiren, und von den Bauern mit Militair-Zwang die Abgaben beitreiben. Mehr als das: Die Liste-civile, die reiche Erbin des so reich dotirten Charles X., weigerte sich, von ihm zu Gunsten der Comédie française unterzeichnete Miethss-Kontrakte zu bezahlen. Der Fall ist einzig und verdient Erwähnung.

Unterm 19ten Juli 1830 miethete der König Charles X. auf den Antrag des Staats-Ministers von

dem Théâtre français für 48,000 Franken Logen auf fünf Jahre, in Summa für 240,000 Franken, und autorisirte die Societaire ihren Gläubigern die jährliche Summe von 48,000 Franken als Garantie ihrer Schuld in Billets hierauf anzuweisen. Nachstehend folgt die wörtliche Abschrift dieses Vertrages:

Rapport au Roi, (par le ministre d'état, Intendant-général de la maison de sa majesté).

„Sire!"

„J'ai eu l'honneur d'entretenir le roi de la Situation ou se trouve la Comédie française, et du projet ou elle est de contracter un emprunt de deux cent mille francs. La nécessité de cet emprunt a été constaté par les délibérations du comité d'administration et de l'assemblée générale en date des 4. et 28. Mai 1830, et par un avis du Conseil judiciaire en date du 10. du même mois."

„La Comédie française ayant également sollicité l'autorisation de donner en garantie de la Somme précitée, l'affectation du prix des loges, louées par la maison du Roi à ce Théâtre pendant tout le temps nécessaire a son remboursement elle a espéré que le roi daignerait donner l'assurence que la

location du même nombre de loges, dont le prix s'élève a quarante-huit mille francs par année, serait continuée pendant cinq ans consécutifs."

„Jai l'honneur de supplier Votre Majesté de vouloir bien me faire connaitre ses intentions."

Hier ist von der Hand des Königs geschrieben und unterzeichnet:

„Approuvé."

„Charles."

Au Château de St. Cloud,
le 19. Juillet 1830.

„Pour ampliation."

„De la Bouillerie."

Diesen förmlichen Kontrakt der ehemaligen Civilliste mit dem Théâtre français, auf welchen hin letzteres ein Kapital von 200,000 Franken entliehen, und worüber die Billete in fremde Hände gegangen sind, — diesen förmlichen Kontrakt der alten Civilliste, weigerte sich die jetzt bestehende anzuerkennen, und zwang die Societaire den Weg der gerichtlichen Klage einzuschlagen. Charles X. war ihr Schuldner, doch dieser durch force majeure außer Zahlungsstand gesetzt, kann nur gegen die Staatskasse klagen, die sich der Mittel, seine Schul-

den zu tilgen, bemächtigt hatte. Gleiches Recht haben seine Gläubiger, da nach dem Buchstaben des Artikels 1166 des Code civil die Gläubiger die Rechte und Handlungen ihrer Schuldner ausführen können. Demnach klagte die Comédie française vor dem Tribunal der Seine zu gleicher Zeit gegen den Staats-Schatz und die ehemalige Civilliste.

Hiegegen ward nun (fast lächerlicher Weise) behauptet, daß in der Zahlungs-Verbindlichkeit, die Charles X. auf fünf Jahre eingieng, die stillschweigende Bedingung enthalten war, daß Charles X. noch fünf Jahre regieren würde. Da nun aber diese stillschweigende Bedingung aufgehört habe, so sei auch der auf ihr beruhende Kontrakt vernichtet. Uebrigens bräche force majeure alle Kontrakte, und eine force majeure, eine Revolution habe Charles X. außer Stand gesetzt, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Inzwischen bot man den Betrag der Logen-Miethe bis zum 9ten Mai 1831 an, den Tag, wo den Societairen die Zahlungs-Weigerung insinuirt worden war. —

Es ist eine große Kühnheit, schweigende Bedingungen anzunehmen, wenn nicht das Gesetz selbst sie bedingt, oder die Partheien sie anerkennen; es ist eine größere Kühnheit, wenn eine Civilliste ihre Zahlungs-Unlust hinter einer Revolution barrika-

dirt, von der bis jetzt sie einzig den besten Vortheil gezogen. Die ehemalige Civilliste repräsendirt in Charles X. die ältere Branche der Bourbonen, die des Hauses Orleans hingegen die jüngere. Glaubt dieser letzte Zweig des mütterlichen Stammes für nichts in der Revolution vom Juli zu sein? Vielleicht wäre es besser, aber es ist nun einmal so; und da die neue Civilliste Erbin der ehemaligen geworden, so ist und bleibt es billig, daß sie deren Schulden tilge, die bei weitem ihre Aktiva nicht erreichen. Von dieser Wahrheit durchdrungen, sprach der Minister Herr Argout am 1ten März 1831 von der Tribüne der Deputirten-Kammer diese Worte: „L'Etat, en se chargeant de l'actif de l'ancienne liste civile, peut être considiré comme débiteur du passif.“

Der fünfte Artikel der neuen Civilliste lautet wie folgt:

„La dotation mobilière comprend les diamans, perles, pierreries, statues, tableaux, pierres gravées, musées, bibliotheques et autres monumens des arts, ainsi que les meubles meublans, contenus dans les divers palais et établissemens royaux.“

Das neue Gouvernement hat demnach dem ehemaligen Königsthume alles entzogen, bis auf

ein Möbel, einen alten Stuhl, um sich in Ermangelung eines Thrones darauf niederzusetzen. Die gerichtlichen Urtheile gegen die ehemalige Civilliste erreichen nun nichts als eine Zahlungs-Unfähige; seit August 1830 bezieht sie nicht mehr ihre jährlichen Anweisungen auf das Budget, welche ihren Hauptreichthum ausmachten; um ihre Schulden zu zahlen, bleibt ihr nichts als die Ankäufe die sie aus ihren Revenüen gemacht; aber diese reichten zur Zahlung hin, denn die ganze Schuld beläuft sich nur auf sieben Millionen Sechsmalhunderttausend Franken. Die gesetzgebende Macht, der Staat, hat sich ihrer ganzen Hinterlassenschaft bemächtigt, und darüber zu Gunsten des Königs der Franzosen verfügt; — und seine Civilliste weigert eine rechtliche Schuld den Trümmern eines Institutes abzutragen, das noch vor wenigen Jahren ein Stolz der Nation war! Sollte man nicht an eine Verschwörung glauben gegen alles, was an Nationalruhm erinnert? —

Der Artikel 4. des Gesetzes vom 8ten November 1814 zählt nur zu der Dotation der Krone diejenigen Statüen, Bilder und andere Effekten in den Museen und königlichen Pallästen aufgestellt, welche auf Kosten des Staats, und nicht auf Kosten der Civilliste angeschafft wurden. Letztere

gehören nach dem Gesetze über die Civilliste der Restauration zum Privat=Eigenthume des Herrschers. Der Artikel 13. dieses Gesetzes spricht nur die Güter der Krone von der Schuldenzahlung des Königs frei. Seit ewigen Zeiten ist in Frankreich jedes Privat=Eigenthum des Fürsten zur Tilgung seiner Schulden verpflichtet; Domat erinnert an diesen Grundsatz, der hinaufsteigt bis zum édit du Chancelier de l'hôpital von 1566 *). Nur der besten der Republiken, dem Gouvernement citoyen, à bon marché war diese Weigerung vorbehalten. Nun freilich! wer seine Schulden nicht bezahlt, kann leicht à bon marché haushalten.

Glücklicherweise tragen die Richterstühle in Frankreich Männer und das Tribunal de la Seine, Président Mr. Débelleyme verurtheilte den jüngeren Zweig der Liste-civile zur Bezahlung seiner Schulden.

Wo das buchstäbliche Recht die Kraft der Gesetze zu Hülfe rufen muß, läßt sich von Erfüllung moralischer Verbindlichkeiten nicht viel erwarten; aber empörend ist es, daß ein Gouvernement, welchem von verschiedenen Regierungsformen, von der Republik, von dem Kaiserthume, von der Restaura-

*) Domat, droit public, liv. 1. tit. 6. nomb. 23. et 24.

tion ein Kunst-Institut als eigen überliefert worden, nicht die Verbindlichkeit fühlt, in ihm die Nationalehre zu erhalten. Alle früheren Regierungen des Jahrhunderts haben das Théâtre français als National-Institut unter den Schutz des Gouvernements gestellt; nun versteht man in civilisirten Ländern unter „Schutz der Künste" nicht etwa den, welchen die Polizei in Pässen anempfiehlt, sondern einen thaten- und einflußreichen Schutz. — Das Dekret von Moskau ganz besonders macht das Théâtre français zum Eigenthum des herrschenden Hauses in Frankreich, und verpflichtet 4 Minister zur Vollstreckung dieses Dekrets; art. 101. „Nos ministres de l'intérieur, de la police, du trésor, et le surintendant de nos spectacles sont chargés, chacun en ce qui le concerne de léxécution du présent décret, qui sera inséré au bulletin des lois."

„Signé Napoleon."

Inserirt ist es worden; das ist wahr! aber seit seines Urhebers Sturz bekümmert sich der Minister des Innern nicht weiter um das französische Theater, als daß es nicht zur Stadt hinauslaufe, wozu es der Minister der Finanzen und des Schatzes bald treiben wird; der Polizei-Minister giebt Ordre, daß sich die kleinen Gamins auf der Gallerie nicht

prügeln, und der Surintendant des Spectacles wacht, daß ja kein Stück gegeben werde, wo ein Kammerlaquais ꝛc. der Natur treu geschildert werde. — Darauf beschränken sich die Verpflichtungen, die ein Gouvernement übernimmt, das nicht nur Einfluß auf ein Theater übt, nein! das es organisirt, nach Willkühr hebt und stürzt. Es hat diese Macht: der Minister ist Herr des Materials, der Ausgaben, der Verrechnung; *) ihm gehört die Direktion des Theaters an, und allen seinen Befehlen muß Folge geleistet werden **). Jeder der Societaire erhält seine Stelle vom Gouvernement, und die Nutzung (l'exploitation) des Theaters ist ihnen nur anvertraut (confiée) ***). Die Societaire disponiren nicht einmal mehr über das gewonnene Geld; der Kaiser hat in dieser Beziehung den Akt der Gesellschaft willkührlich aufgehoben, und das Gouvernement allein bestimmt den Antheil den jeder haben soll ****). Mit gleicher Hintansetzung der Rechte behält das Gouvernement allein die Schauspieler

*) Arrêté des Consuls du 6. Frimaire an 11, art. 3.

**) Même arrêté art. 1ier. — Organisation du Théâtre art. 1. et 3. — Décrêt de Moskow tit. 1ier.

***) Organisation du Théâtre art. 4. et 11.

****) Décrêt de Moskow art. 5. et 11. — Acte de Société art. 7.

bei, oder entläßt sie; *) die Societaire, welche früher die Hälfte des Administrations-Comités wählten, sind dieser Wahl jetzt fremd, und die Regierung kann jeden Augenblick die Mitglieder wechseln, die nicht in ihrem Sinne handeln; **) selbst um sich gegen Prozesse zu vertheidigen und Gelder niederzulegen oder auszugeben, kann die Comédie française nur ihre Wünsche ausdrücken, stets ist es das Gouvernement welches entscheidet; ***) das Gouvernement bestimmt die Anstellungen; das Gouvernement hat das Recht Alles zu thun. So ist eine Gesellschaft gezwungen jedes Mitglied aufzunehmen, welches man ihm zuführt; ****) das Gouvernement bestimmt die Strafen; gänzliche Ausstoßung, selbst Verlust der Pension sind unter den Waffen, womit es sich rüstet; *****) das Gouvernement verändert nach seinem Gefallen die Gesellschafts-Verpflichtungen, die es eingesetzt hat; Regle-

*) Décrêt de Moskow art. 12. et 16. — Acte de Société art. 12. et 48.

**) Organisation du Théâtre art. 5. — Décrêt de Moskow art. 30. et 31.

***) Décrêt de Moskow art. 42. et 43.

****) Décrêt de Moskow art. 61. et 67. — Acte de Société art. 11.

*****) Décrêt de Moskow art. 76. et 78.

ment, Akten, Geld, Personal, — es ist Herr von Allem.

Und unter diesen Bedingungen nennt man die Comédie française eine Gesellschaft; und unter diesen Bedingungen glaubt sich die Regierung ihrer Verpflichtungen entledigt, wenn sie eine jährliche Subvention von 120,000 Franken zahlt, da sie durch eine einzige verfehlte Maaßregel dem Theater viele Millionen schaden kann, wie sie gethan, indem sie den Titre 11. des kaiserlichen Dekrets vom 8ten August 1807 verletzte, und Paris mit einer Sündfluth von Theatern überschwemmte, wovon das Eine stets das Andere ertränkt. — Es ist wahr, daß sie sich seit der Revolution vom Juli fast um gar nichts, die Comédie française betreffendes, bekümmert, und das ist vielleicht das Beste was sie thun kann, aber das hebt geschehenes Uebel nicht auf, und spricht sie moralisch nicht frei, von dem Untergange des ersten dramatischen Institutes der Welt, der unter diesen Umständen unvermeidlich ist; denn nicht bloß materiell wird dieses ehrwürdige Gebäude untergraben, geistig leidet es noch vielmehr. Was die letzte politische Revolution ihm noch ließ, entreißt ihm gewaltsam die literarische. Das Théâtre française ist vernichtet. —

Wer je Heideberg besuchte, mit reinem Herzen und Schönheitssinn seine weltberühmte Ruine betrachtete, wer aus dem Gesehenen auf das Nichtgesehene schloß, wer mit tiefer Wehmuth so Hohes und Erhabenes in Schutt und Trümmer zerfallen sah, und den ehemals stolzen Bau noch in seinen Ruinen verehrte, — der hat einen ernsten Begriff des Eindrucks, den dieses erste Theater der Welt auf mich gemacht. Es ist nur noch Ruine, doch findet man in seinen Trümmern häufig eine Spur jüngst entschwundener Größe, noch manche nicht ganz verblichene Tradition ehemaliger Unerreichbarkeit; doch fühlt man sich noch zuweilen von dem heiligen Schauer ergriffen, der das Dasein des Ueberirdischen verkündet. Der heilige Geist der Comédie française ist verblichen; ihr Schatten, ihr Gespenst zuckt noch zuweilen in Anklängen einer schöneren Zeit in alten Traditionen hervor. Doch rechne ich hiezu nicht etwa ihre lächerlichen Convenienzen. So verbietet ein altes Theater-Gesetz bei den Vorstellungen mit bedecktem Haupte in den Coulissen zu erscheinen, welches zu der, jetzt herrschenden Mode in Paris, überall den Hut aufzubehalten, in Kaffees, Lesekabinetten, ja selbst im Zimmer wo keine Damen sind, einen lächerlichen Abstand bildet. Diese Sitte stammt aus der alten, für dieses Theater,

goldenen Aristokraten-Zeit, wo man beim dritten Schritt auf einen Duc oder Comte oder Marquis stieß; jetzt stößt man dort auf nichts als Zugwind, Schnupfen und Husten. —

Die Pariser nennen diese Bühne le Théâtre de l'Ennui, und haben recht; die Comédiens français ordinaires du roi nennen sie das einzige dramatische Kunst-Institut Frankreichs, und haben auch recht. Versuchen wir, diese beiden Widersprüche zusammen zu reimen.

Als Darsteller muß ich meinen Collegen zuerst das Wort reden; sie haben recht, denn was künstlerische Darstellung im Ganzen betrifft, so ist sie nur an diesem Theater heimisch, und kann hierin noch allen Bühnen Europa's vorleuchten. Das Trauerspiel ist gefallen; ihm fehlen wahrhaft tragische Dichter, wahrhaft tragische Darsteller; die alten großen Künstler sind todt, mit ihnen sind die alten großen Dichter zum Zweitenmale gestorben; doch herrscht hier noch ein wahrer Sinn für die Kunst, die Theorie ist hier noch unverstümmelt. Man wird keinen Schauspieler auf dieser Bühne sehen, der seiner Sprache nicht vollkommen Meister ist, kein Accent wird hier geduldet, und das Unedle und Gemeine laut gerügt. Die hohe Achtung vor

der Kunst läßt jeden dieser Darsteller reiflich über seine Rollen denken; ernste Vorstudien führen ihn dahin, eiserner Fleiß führt ihn weiter; er weiß seine Rolle wie das Vaterunser, der Souffleur schläft; — das Publikum schläft aber auch, und dieser Beweis seiner Behauptung giebt ihm recht, denn Langeweile, Lachen und Thränen haben stets recht; es erkennt diese fleißigen, achtungswerthen Leistungen an, aber in Enthusiasmus geräth es nicht, und dahin, ehrlich gestanden, können es auch diese Mittel nicht bringen. Fleiß und Studium allein machen kein Genie, und nur das Genie kann entzücken. Aber die Comédiens français haben wieder recht; denn es giebt nur Ein Lustspiel in der Welt, und das hat sich in der rue richelieu verbarrikadirt, und kein Dämon zerrt es auf eine andere Bühne. Man muß Molière auf dem Théâtre français darstellen sehen um ihn zu begreifen; und ich habe mich sehend krank gelacht, wo ich mich oft lesend gelangweilt habe. Doch das Publikum hat das alles oft, sehr oft, besser, viel besser gesehen, und die Erinnerung des Trefflichen, ist die ärgste Feindin des vorhandenen Guten. So ziehen die alten Stücke nicht mehr an, der Reiz der Neuheit trägt den Sieg davon, und auch der verständige, geistreiche Mann, will er sich drei Stunden

unterhalten, zieht oft eine fade Neuigkeit den alten, aber durch und durch gekannten Meisterwerken vor; doch an diesem Theater will man sie nicht sehen; diese leichte Waare steht nur in den Vaudevilles-Theatern im Preise; aux français verlangt man gediegene Produktionen; die fehlen; die Lustspiel-Dichter sind traurig, wie soll das Publikum lustig sein?

So haben die Schauspieler dieses Theaters recht, wenn sie behaupten, daß nur in der Comédie française noch wahrhaft gespielt wird, und das Publikum hat recht, wenn es behauptet, daß man dort weniger Zerstreuung findet als irgendwo.

Sein ganzer Zorn fällt nun auf die Administration; doch verdient diese nur den kleinsten Theil desselben; von dem größern glaube ich sie oben gerechtfertigt zu haben; und wenn die Jugend schreit, das Théâtre français muß zu Grunde gehen, seine artistische Verfassung taugt nichts, so bricht sie ihren eigenen politischen Grundsätzen den Stab, denn die Kunst-Verfassung dieser Bühne ist derselben Jugend so hoch gepriesenes politisches Ideal, und sinkt sie ganz in Schutt und Staub, so kann sie sich unter der rothen Freiheitsfahne und der phrygischen Mütze begraben; denn dieses dort herrschende System ist ihr Tod.

Die Comédie française bildet eine Republik; das ist schön; die bedeutenderen Mitglieder, die Societairs führen das aristokratische Ruder, das ist begreiflich; viele Köpfe, viel Sinn, das ist natürlich, und das Ende vom Liede: sichtbarer Untergang; das ist eine faktische Wahrheit.

Wenn Männer von Talent ein gemeinschaftliches Unternehmen dieser Art auf gemeinschaftliches Risiko bilden, wie es beim Entstehen des Théâtre français der Fall war, wenn sie minder Begabte als Pensionäres *) besolden, die Ausgezeichneteren in ihre Societät ziehen, und dadurch den Flor des Theaters erhalten, so ist das Bestehen fast unausbleiblich. Die Comédie française hat es lange Zeit hindurch bewiesen. Wenn aber die großen Talente abnehmen, dadurch mittelmäßige gleiche Ansprüche machen, sich in die Societät drängen, der Glanz der Bühne durch Mangel des Trefflichen verschwindet, das Publikum sie verläßt, — so ist der Untergang unvermeidlich; denn die Majorität der Socie-

*) Pensionäres sind die Mitglieder, welche mit fixem Gehalte angestellt sind, und keinen Theil am Total-Gewinn des Unternehmens haben. Was man im Deutschen Pensionen nennt, heißt dort Pensions de retraite.

taire, aus Mittelmäßigkeit bestehend, wird immer noch verziehen ihre Rechte geltend zu machen, und selbst in Dürftigkeit zu leben, als sich einem Privat=Direktor zu unterwerfen, bei dem die alten Prärogative verschwinden und nur dem Talente welche eingeräumt werden können; oder sie sind so von Eigenliebe verblendet, daß ihre Bedingungen die Billigkeit überschreiten, und der Privat=Direktor sich zurückziehen muß. Alles dies ist bei der Comédie française der Fall; doch muß man ihre schwierige Stellung nicht verkennen, und um sie gerecht und billig zu beurtheilen, alle Hindernisse prüfend wägen, die, wie unerklimmbare Felsen, ihrem Gedeihen im Wege stehen. Dies gehörig zu würdigen, ist ein flüchtiger Ueberblick des jetzigen Zustandes der dramatischen Literatur in Frankreich unerläßlich.

Fünftes Kapitel.

Talma.

Die politische Revolution von 1830, ihre Ströme Blutes, ihre unerwarteten, ungeheuren und auch kleinlich-nichtssagenden Folgen sind bekannt; auch werde ich wohl noch Gelegenheit finden, diesen Punkt näher zu berühren. Nun! dieses große politische Ereigniß ist ein wahres Kinderspiel im Vergleich mit der literarischen Revolution, der Frankreich seit vier Jahren unterliegt. — Deutschland's Glanz-Epoche der dramatischen Literatur ist vorüber; vorüber, fürchte ich, für lange. Die tragische Muse senkte ihren Dolch trauernd in das Grab des Dichtergreises, dem jene ihr Entstehen in edler einfacher Natürlichkeit verdankte. In Göthe's Leben liegt ihre Wiege und ihr Sarg. Wir sind arm an Neuem; gestehen wir es unumwunden; aber wenn wir unsere Schätze nicht vermehren, so können wir doch noch lange von unsern Renten leben, und Göthe, Schiller, und ihre Schule sind ein gewichtiges Ka-

pital. In Frankreich ist das anders. Der Flor seiner dramatischen Literatur datirt von länger, überwiegt die unsere bei weitem an Ehrwürdigkeit des Alters; doch das Alter hat seine Schwächen, und ewig jung bleibt nur der unsterbliche Britte. Corneille und Racine sind ächte Steine; so schwer, daß, bei dem Mangel tragischer Künstler, es fast unmöglich ist, sie in ihr gehöriges Licht zu heben; eine Linie unter diesem Punkte verlieren sie an Klarheit, Schönheit und Reiz. — Jeder 16jährige Jüngling in Frankreich hat Corneille und Racine im College studirt; er weiß sie auswendig; Sinnenreiz kann ihn in der Darstellung nicht blenden, denn diese Götterkinder sind ätherischer Gestalt; nur eine vollendete Darstellung konnte ihn fesseln; sie fesselte ihn in der That. —

Es ist noch nicht lange her, daß der Fremde, ein müssiger Spatziergänger, um zwei Uhr Nachmittags eine ungeheure Menschenmasse sich nach der rue richelieu begeben sah; um fünf Uhr Abends fand er sie noch wartend vor dem Théâtre français, und wenige Stunden darauf:

„wie sie sich drängt und ficht,
„und wie in Hungersnoth um Brod an Bäcker-Thüren
„um ein Billet sich fast die Hälse bricht." —

Erstaunt blickte er nach der Quelle dieses Tumul-

tes; der Theaterzettel nennt Cinna; fünf Personen, kein Specktakel, kein Dekorateur ist genannt, kein Costumier, und man weiß nicht von welchem Componisten die melo=dramatische Musik geschrieben wurde. Er drängt sich in die Menge, kauft von einem Claqueur ein Billet für zehn Franken, das an der Kasse fünfzig Sous kostet, und das dem Diebe von Claqueur nicht gegeben wurde, um spitzbübischen Trafik damit zu treiben; endlich ist er im Theater. Eine scheußliche Musik zerreißt ihm die Ohren; der Vorhang hebt sich; seine Augen sollen ihn für die erlittene Gehörsqual entschädigen; er sieht alte verblichene und zerfetzte Dekorationen; Menschen im schlichten römischen Costüme; aber sie sprechen, und nie hat seine Muttersprache so völlig rein sein Ohr berührt. Da schallt ein dumpfer Ruf aus dem Parterre zu ihm hinauf. „Oh le Gascon.“ Erstaunt fragt er seinen Nachbar was das bedeute? Der raunt ihm, die feierliche Stille nicht zu unterbrechen, leise in's Ohr: „Der Schauspieler hat falsch accentuirt.“ „So? ich habe es nicht bemerkt.“ — In der That, der Fehler war gering, aber auf diesen Brettern wird auch der kleinste gerügt. — Damit die Freude nicht zu lange währe, beginnt die Musik des Zwischenaktes; sie ist geendet, und ein langgedehntes dumpfes Husten, Schnupfen und

Räuspern durchschwirrt den Saal. Der Fremde, von neuem erstaunt, wendet sich an seinen erfahreneren Nachbar, doch der antwortet nur mit einem „St!“ stützt beide Arme auf die Brüstung, den Kopf darauf, und stiert unbeweglich nach der Scene; unwillkührlich fesselt gleiche Aufmerksamkeit den vollgepfropften Saal. Der Fremde folgt mechanisch der Bewegung — und wundert sich nicht mehr; denn schon ist Er da; schon sitzt er in einfacher, aber wahrhaft kaiserlicher Haltung auf dem alten halb verwitterten Stuhl, schon hat er gesprochen, und Paris sieht einen Kaiser, wie ihn die Tuilerien nie gesehen, und einen Menschen wie Rom selbst ihn nie in Cäsars Nachfolger bewundert; — Talma war Corneille's veredelter Auguste. —

Da wird eines Nachts, wie durch einen Erdstoß das Gebäude erschüttert; die Dekorationen rauschen, die Coulissen beben, die Versenkungen öffnen sich; dumpfe Klagetöne durchwimmern den Saal; die erschreckten Wächter sind wie leblos gefesselt. — Am andern Morgen wird die Probe plötzlich unterbrochen; todtenbleich stürzt ein Societair auf die Scene, er ergreift das Soufflir-Buch des Britannicus, ein Thränenstrom rollt darauf nieder, und wie von Todesschauern erfaßt, durchreißt er es mit den Worten: „Kameraden, das

ist nichts mehr für uns. Er ist uns entrissen." — Talma war in der Nacht verschieden.

Ich habe eine klare Vorstellung von seiner Bestattung, denn ich habe die Trauer von Paris um zwei große Bürger gesehen; ich folgte dem Leichenzuge B. Constant's und Lamarques.

Nun sage man noch, Frankreich ehre seine großen Künstler nicht. —

Der alte weinende Societair hatte recht: das war nichts mehr für sie. Corneille und Racine wurden zum zweitenmal begraben. —

Es ist ein sonderbares Volk die Franzosen. Ich passire den Pont-neuf, und gehe in's Theater, um den Cid zu spielen. Wenn man eine Rolle im Geiste repetirt, entschlüpft einem leicht laut eine schöne Tirade. Ich spreche hörbar die Worte:

„On est toujours tout prêt quand on a du courage."

Gleich schlägt mich ein Student des pays latin enthusiastisch auf die Schulter und schreit: „Nest-ce pas; on aurait pu sauver la pologne; mais notre gouvernement n'est jamais prêt!"

Das Wort Pologne, eng vereint mit Gouvernement, ist ein hinreichender Magnet um zehn Menschen anzuziehen; zu diesen zehn gesellen sich noch zehn andere: die Emeute ist fertig. Notre

Dame schlägt sechs Uhr; ich eile in's Theater. — Um neun Uhr kehre ich über den Pont-neuf zurück, und finde vier Todte, siebenzehn Verwundete, fünfzehn Hundert Mann Linientruppen und Nationalgarde und zwei Kanonen; und das alles weil mir ein Vers entschlüpfte, nach dem ich applaudirt zu werden hoffte. Jetzt denke man sich, wenn ganz Paris mit einer Stimme schreit: „Talma ist todt, die Tragödie begraben;" — sie wäre begraben, und stünde Talma aus seinem Grabe auf.

Leider that er das nicht: und die Tragödie ist begraben. —

„Ruhte denn aber das ganze Heil der dramatischen Kunst auf dem einen Manne? und ist kein zweiter Talma in Mitte der Künstlerjugend Frankreich's?" — Ich weiß es nicht; ich bin vier Jahre nach seinem Tode nach Paris gekommen; es gab deren vielleicht, und sie sind auch gestorben; ich habe keinen gesehen.

„Aber die Dichter? die Dichter? Ist Frankreich so arm an Talenten, hat es keinen fähigen Kopf?" — Daß der Himmel verhüte! es hat deren in diesem Fache wie in jedem andern, und sie leisten Bemerkenswerthes. Aber seciren wir ein wenig diese Köpfe, und sehen wir zu wie es darin aussieht.

„Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon sont

hors de saison; leur genre est usé; il faut des créations nouvelles.“ —

Ich nehme an, daß nicht jeder meiner Leser französisch weiß, daher übersetze ich obige Stelle, die auf gut deutsch wörtlich also lautet: „Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon sind ganz verteufelte Kerle, die, ohne alle äußeren Mittel, in Regeln und Banden gezwängt, einzig durch die Kraft ihres Genies in einfachen, begeisternden und rührenden Versen ihr Publikum hinrissen und erschütterten. Das ist schwer, in der That, sehr schwer; das können wir nicht; unsere Bescheidenheit fühlt: das geht nicht. — Ergo: müssen wir etwas Anderes versuchen.“ —

Nun sind die Franzosen die besten Menschen von der Welt; sie sind gut, tapfer, loyal, verständig, denkend — bis auf einen Punkt: die Freiheit. Mit diesem Talismann schwatze ich einem Ehemann seine Frau ab, die er zehn Jahre lang zärtlich liebte, und ein Mädchen, die für ihren Bräutigam so sehr schwärmt, als französisches Blut es gestattet, und als man für einen Bräutigam schwärmen kann, entsagt ihrer Liebe, wenn der Dämon der Freiheit ihr in die Ohren raunt, sie müsse ihm entsagen oder dem gebietenden Joche. Eine Frau, die ihren Mann prügelte aus Liebe zur Freiheit,

fände Anhang; die St. Simoniens würden sie unterstützen, und bedächten in ihrem Schwindel nicht, daß ihnen dann gleiches Loos bevorstehe.

Nun pflanzen die jungen Dichter die blutrothe Fahne der literarischen Republik auf, stülpen die phrygische Mütze darauf und rufen: „à bas les règles, à bas le juste milieu, vive la liberté, vive notre bon plaisir;“ und alles was jung ist, oder jung scheinen will, schreit es in Paris nach; das Kind ist zur Welt gefördert und wird: Romantisme getauft.

„Aber wir müssen einen Chef haben; ohne Oberhaupt gieng Rom und Sparta zu Grunde.“ —

Und der Chef ist gefunden und Victor Hugo steht an ihrer Spitze.

Sechstes Kapitel.

Victor Hugo.

Victor Hugo! Du, den ich liebe wie den Apfel meines Auges, Du, der meinem männlichen Alter meine Jugend, mit ihr so manche halbverblichene Bilder schöner Zeiten in's neue Leben rufst; Hugo! herrlicher, edler Mensch, der Du mit kindlicher Einfalt Deine Irrthümer verkündetest, der Du sie mit männlicher Kraft widerriefst, Hugo, ganz Seele ganz Geist, ganz heiliger Enthusiasmus für die Kunst! ich verehre Dich wie ich die Tugend, das Schöne, das Geniale verehre, denn in Dir finden sie ihr treues Abbild; kannst Du, großer Mann, was mehr, kannst Du, großer Mensch, einer Wahrheit zürnen, die ich Dir vertrauensvoller als jedem Anderen sage? Kannst Du einem Tadel zürnen, den die Hochachtung vor Deinem Dichtergeiste gebiert? Höre mich und verzeihe wenn ich irre; und habe ich recht, so tröste Dich; Du stehst zu hoch bei Allen die Dich kennen und Deinen Werth, als

daß ein offener, ehrlicher Tadel Dich verletze; trifft der Schlag, so beschädigt er höchstens den Harnisch, den Du zu einem Kampfe angelegt, der Deiner nicht würdig ist; lege ihn ab, und Du stehst rein da in Deiner Nacktheit, und unverletzt in Deiner Unverletzbarkeit. —

Victor Hugo gehört zu den bedeutendsten Schriftstellern seiner Nation. Als Prosaist, d. h. den Stil betreffend, ist er nach Chateaubriand mir der liebste; als Dichter steht er mir höher. Hugo ist die personifizirte Jugend.

Als ich nach Frankreich kam, kannte ich ihn nur aus seinem Hernani, ein Werk das ich tadle, wiewohl der Dichter darin unverkennbar ist; aber ich habe sein: Notre dame de Paris gelesen, gelesen und wieder gelesen, und bin noch so hungrig wie nach dem Besitze einer innig Geliebten, die bei jeder Umarmung neue Reize entfaltet. Eine Kritik des Notre dame erwarte man nicht; das gäbe ein Volumen, und der würdigste Kritiker wäre der Dichter selbst; aber es ist unmöglich dieses Werk gelesen zu haben ohne davon zu sprechen. Es ist eine ganze Literatur; es faßt ein ganzes Jahrhundert in sich; es ist so rein objektiv und verkörpert doch so den Dichter, und setzt ihn so vor dich hin auf dein Schreibepult, daß du ihm durch die kla-

ren Augen bis in das tiefste Herz siehst, in das Herz, ein Quell unversiegbar dem Schönen und Erhabenen.

Wer das Werk blos als einen Roman liest, wird sich im Anfang langweilen; es ist zu ernst für einen Roman, behandelt namentlich Lokalitäten, Gebräuche, Sitten der Zeit und besonders Baukunst und Plastik zu gründlich, um schnell unterterhaltend zu sein; aber das thut nichts. Wie Vieles liest man nicht im Jahre, wobei man ermüdet, und fortliest in Hoffnung, daß es entschädigen werde. — Es endschädigt. Ich behaupte, es giebt kein Geschlecht, keinen Stand, kein Alter, das im zweiten Band dieses Quasi-Romans nicht mein Entzücken theilte. Ich erinnere mich wie heute, daß ich das Werk im Bette las. Vier Uhr Morgens ergriff es mich wie mit wahrer Geistergewalt; ich weinte, ich lachte, ich war halb verrückt. Um die Nacht war's geschehen. Nach fünf Uhr lief ich wie ein Knabe in den Garten des Pallastes Luxemburg; dort promenirt Hugo fast jeden Sommermorgen; ich fand ihn nicht und war darüber fast untröstlich, wiewohl es mich jetzt freut, denn er hätte mich, der ihn nie gesprochen, nie gesehen, im wilden Ausbruch meiner Freude für einen Narren gehalten; er ist zu bescheiden um an solche Effekte zu glauben.

Victor Hugo ist, wenn ich recht urtheile, nicht zum dramatischen Dichter geschaffen. Er ist in seinen Dramen Romancier und —

„Löset mir, Graf Derindur
Diesen Zwiespalt der Natur."

er ist ganz dramatischer Dichter in seinen Romanen. Ich führe nur ein Beispiel aus Notre dame an; nicht als ob ich es für die Bühne empfehlen wollte, — ich weiß wohl, daß das nicht geht, — sondern blos um seine tragisch-dramatische Kraft zu beweisen.

Aus dem Zusammenhange eines so umfassenden Werkes gerissen, kann die Stelle nur von schwacher Wirkung sein; doch hoffe ich sie erreicht ihren Zweck.

„Ein Priester sieht eine junge Zigeunerin und wird von verzehrender Liebe ergriffen. Tugendhaft, fromm und thätig bis hieher, verläßt ihn plötzlich Tugend, Gottesfurcht und Fleiß. Er sieht nichts, er fühlt nichts, als ein Wesen, das ihn bezaubert, er denkt, er wünscht nichts als Esmeralda. Ein Raub der Verzweiflung greift er zur Gewalt; von einem Pflegesohn begleitet, ein Unhold an Gestalt, ergreift er eines Abends das Mädchen auf der Straße, und entflieht, gefolgt von dem Träger seiner Beute. Das Mädchen, umschlungen von dem Scheusal, das von einem Menschen nichts als den

Namen trägt, schreit in ihrer Todesangst um Hülfe, und an einer Straßenecke stößt eine Patrouille auf sie, deren Offizier sie befreit, den Helfershelfer gefangen nimmt, und, während der Mönch entschlüpft, sie auf die Kruppe hinter sich schwingt, um sie in Sicherheit zu bringen. Auf einem freien Platze läßt er sie vom Pferde gleiten, und verfolgt seinen Weg. — Aber das arme Mädchen ist von ihrer Todesangst befreit, ist einer schrecklichen Gefahr entgangen, ist gerettet, ist dankbar gegen ihren Retter, und dieser ist ein Offizier in blanker, reicher Tracht, ist jung und schön, und die Dankbarkeit ist der Liebe so nah verwandt; auch verläugnet sie die Verwandtschaft nicht, und dem jungen Offizier, (meisterhaft gezeichnet in seiner flachen Nüchternheit, geckenhaft eitel und stolz auf seine Ahnen, seinen Rang, seine Uniform und seinen Schnauzbart,) — dem jungen Offizier entgeht diese Neigung nicht, und er schwört bei Schnurrbart und bei Sporen, daß ihm sein Opfer nicht entgehen soll, denn Esmeralda ist schön, engelschön, in erster Jugendblüthe prangend, eine Knospe, jeden Augenblick der Entfaltung nahe, ein Engel an Sittsamkeit und Unschuld, ein armes Zigeunermädchen und — verliebt.

Finstere Gewitterwolken umhüllten die Thürme von Notre dame. Einzelne heftige Blitze erhellten

das Dunkel. In einem dieser lichten Momente sieht der Priester, in einen großen Mantel gehüllt, einen Mann vor sich hergehen. Bald stoßen sie aufeinander. Claude Frello erkennt in dem Nachtwandler Phöbus den Offizier, der ihm seine Beute entrissen. Ein Kampf auf Leben und Tod soll Richter sein zwischen ihnen. Der Priester will sogleich; der Offizier bedankt sich, denn er hat heut Abend ein Rendez-vous, ein Rendez-vous mit — alles Leben entflieht den Gebeinen des Priesters — mit Esmeralda. Von seinem Entsetzen erholt, beschuldigt er den Gegner der Lüge; dieser ladet ihn ein, Zeuge zu sein; aber er hat kein Geld; Frello leiht ihm welches, und schweigend erreichen sie den Pont St. Michel. Auf der Mitte der Brücke, die über die Seine führt, steht ein einzelnes kleines und schmutziges Haus. Sie treten ein; der Offizier giebt sich zu erkennen, und führt seinen Geleitsmann nach dem ersten Stockwerk. Ein kleines Zimmer öffnet sich, dessen Fenster nach der Seine führt; es ist ärmlich eingerichtet: ein schlechtes Bett, ein Tisch und ein Stuhl. Aber der Priester darf da nicht bleiben; der indiscrete Liebhaber öffnet ihm zum Eintritt eine kleine Thür, durch deren Spalte er alles sehen und hören kann, verriegelt sie und geht nach seinem Opfer.

Während der Zeit erduldet der gefangene Priester alle Qualen der Eifersucht, der Rache, der Verzweiflung. Endlich wird er dieser Scylla entrissen, und in die viel schrecklichere Charybdis gestürzt. Die Thür des größeren Gemaches öffnet sich, und herein tritt Phöbus, an seinem Arme — Esmeralda, mit ihrer treuen Begleiterin, ihrer weißen Ziege. Der Offizier ist frohen, trunkenen Muthes, das junge Mädchen zitternd und ängstlich: ihr erstes Rendez-vous. Sie folgt ihrem Führer mit dem Vertrauen der Liebe. Er bereitet sein Opfer mit einer wahrhaft teuflischen Wollust. Die Unschuld des jungen Mädchens verhüllt ihr die Gefahr; sie denkt, sie fühlt, sie spricht nichts als ihre Liebe; sie ist stolz auf die seinige, sinkt an seinen Busen und weint und frägt nur ob er sie auch liebe.

Unter derben militärischen Betheuerungen irren seine glühenden Blicke über ihre Reize. Sein gieriger Finger entrückt ihr seidenes Halstuch; während er unter Tändeln und Scherzen Mund, Stirn, und den halb entblößten Busen mit feurigen Küssen bedeckt, beginnt seine Hand das Mieder zu lösen, das diesen keuschen Leib umgürtet. Da blickt das unschuldige Kind plötzlich zu ihm auf, faßt seine Hand, und sagt im reinsten Ton der heiligsten Unschuld:

„Unterrichte mich in Deiner Religion."

„Meine Religion," ruft Phöbus lachend aus, „ich Dich in meiner Religion unterrichten? Corne et tonnèrre! Was willst Du mit meiner Religion machen?"

„Ei, um uns zu heirathen." —

Das Gesicht des Capitains nahm einen Ausdruck von Staunen, Verachtung und leichtfertiger Leidenschaft an. „Ah bah!" rief er, „wer wird sich heirathen." —

Die Zigeunerin erbleichte, und ließ traurig ihr Antlitz auf den Busen sinken.

„Schöne Geliebte," fuhr Phöbus zärtlich fort, „was sind das für Kindereien? liebt man zärtlicher, weil der schwarze Mann seinen Segen gesprochen?" Dieses sagend, nähert er sich von Neuem der Egyptierin, umschlingt ihren Leib, und erreicht augenscheinlich einen der Augenblicke, in welchen Jupiter selbst so viele Thorheiten begieng, daß der gute Homer eine Wolke zu seiner Hülfe herbeirufen mußte.

Dom Claude sah indessen alles mit an. Dieser Priester, bis dahin zur strengen Keuschheit des Klosterlebens verurtheilt, zitterte gleich einem Espenlaube beim Anblick dieser nächtlich-wollüstigen Scene. Das junge, üppigschöne Mädchen, in reizender Un-

ordnung dem jungen, feurigen Manne überliefert, goß glühendes Blei in seine Adern. Wer ihn so gesehen, hätte ihn nur der Hyäne verglichen, die hinter den Eisengittern ihres Käfigs einen Schakal anfletscht, dem eine Gazelle zur Beute fällt.

Plötzlich entreißt in rascher Bewegung Phöbus ihr Busentuch; das arme Kind, das bleich und träumend dasaß, erwacht urplötzlich. Sie flüchtet zitternd vor dem kühnen Offizier, und, einen Blick auf ihren nackten Busen und Schultern werfend, sucht sie ihre Blößen mit den runden schönen Armen zu verdecken, indem sie Gnade, Gnade von dem Verführer erfleht. Da wendet sich der Offizier kalt von ihr, mit einem herben: „Oh! Mademoiselle, ich sehe wohl, Sie lieben mich nicht.“ —

Was seine Gluth nicht vermochte, erringt seine Kälte. „Ich liebe Dich nicht,“ ruft das arme Geschöpf; „Phöbus bist Du es, der das sagt? Was liebe ich auf Erden denn Dich? was geht mich Gott, Mutter, Ewigkeit und Unschuld an? Du bist mir das alles; Deine Liebe ersetzt mir das alles; meine Seele, mein Leben, mein Körper, meine Person, das alles gehört Dir; ja Du hast recht; wie kann eine arme, in Böhmen verlorene Waise, ein Mädchen das an den Straßenecken tanzt, auf die Hand eines Offiziers Anspruch machen; das ist

Wahnsinn! Nein Phöbus! nein! Ich will Deine Maitresse sein, Dein Spielwerk, Dein Vergnügen, wann Du willst, ein Mädchen, das ganz Dir gehört; ich bin für nichts Besseres geschaffen; besudelt, verachtet, entehrt! Aber was thut das alles? bin ich nur geliebt! Ich werde die Stolzeste meines Geschlechtes sein, und wenn ich alt und häßlich werde, wenn ich nicht mehr gut genug bin Dich zu lieben, so will ich Dir dienen; mögen Dir dann Andere die Schärpe sticken, ich, die Magd werde sie aufbewahren; ich werde Deine Sklavin sein; Du wirst mir vergönnen, Deine Sporen zu putzen, Deine Uniform zu reinigen, den Staub von Deinen Reiterstiefeln zu bürsten; nicht wahr, mein Phöbus, Du wirst mir diese Gnade nicht verweigern? Bis dahin nimm mich; nimm Phöbus, alles das ist Dein, nur liebe mich; wir armen Zigeunerinnen, wir bedürfen nichts als Luft und Liebe!" —

So sprechend, schlingt sie den Arm um den Kapitain. Sie betrachtet ihn vom Kopf bis zu den Füßen; flehend, mit einem schönen Lächeln von Thränen benetzt. Ihr zarter Busen reibt sich am Tuche und der Stickerei seiner Uniform; ihr schöner, halbnackter Leib schmiegt sich über seine Knie. Der berauschte Jüngling heftet seine glühenden Lippen auf ihre schöne, afrikanische Schulter. Das junge

Mädchen, zurückgeworfen, die Augen an den Plafond verloren, schauerte zitternd unter seinen Küssen.

Plötzlich wird sie über Phöbus Haupte ein anderes gewahr: ein gieriges, convulsivisch verzogenes Gesicht, mit dem Blicke der Verdammten. Dicht neben diesem Antlitz blinkt ein Dolch in geschwungener Hand. Das war das Antlitz, das die Hand des Priesters; er hatte die Thür erstürmt, er stand da. Phöbus konnte ihn nicht sehen; das junge Mädchen erstarrte unbeweglich, eisig, stumm, unter der furchtbaren Erscheinung. Sie vermochte nicht einen Schrei auszustoßen. Stumm sieht sie den Dolch sich auf Phöbus herniedersenken, und dampfend wieder erheben. — „Verflucht, schreit der Kapitain," und stürzt zu Boden.

Ihr schwinden die Sinne. — Im Augenblicke wo ihre Augen sich schließen, fühlt sie auf ihren Lippen den Eindruck eines Kusses, glühender als das geröthete Eisen des Henkers. —

Als sie erwachte, war sie von Soldaten umgeben; man trug den Kapitain im Blute schwimmend hinweg; der Priester war verschwunden. Das Fenster im Fond der Stube, das auf den Fluß führte, stand angelweit offen; man raffte einen Mantel

auf, den man für den des Offiziers hielt, und sie hörte flüstern um sich her: — „Es ist eine Hexe, sie hat den Kapitain erdolcht." —

Siebentes Kapitel.

Hernani.

War es zu verwundern, daß in einem solchen Kopfe, erhitzt durch die rauschenden Begebenheiten der Zeit, angefeuert von Ehrgeiz, kühn gemacht durch das Bewußtsein seiner Kraft, — daß in ihm die Idee entsprang, die alten Götzen des französischen Theaters zu stürzen? Und bot sich nicht Zeit und Gelegenheit dar? Waren diese Heroen der Bühne durch mangelhafte Darstellung nicht schon in der öffentlichen Meinung gesunken? Waren ihnen nicht Schwächen und Blößen eigen, die ein so kühnes Wagniß gewissermaaßen rechtfertigten konnten?

Wer kennt nicht den Glanz und die Tyrannei der alten klassischen französischen Literatur? Die Regel ist schön; sie erzeugt Schwierigkeiten, ja, aber nur durch Schwierigkeiten wird Muth und Kraft gestählt, und nur durch gestählten Muth und Kraft werden die Schwierigkeiten überwunden. Oft aber artet sie in Pedanterie aus, und das war bei

den Franzosen der Fall. Wie oft erzeugte diese Regel der Einheit nicht die größten Widersinnigkeiten, indem sie Handlungen an Orten veranlaßte, die durchaus nicht für diese geeignet waren. Da sah man Verschwörungen in dem Vorzimmer des Tyrannen selbst, da sah man Eheleute aus ihren Häusern auf die Straße treten, um Gegenstände zu verhandeln die sie eher hätten veranlassen sollen, von der Straße in's Haus zu gehen. Auf diese Mängel deutete nun vorzüglich der junge Reformator hin. Sie konnten der wachsenden Aufklärung der empfänglichsten Nation nicht entgehen, und ihre Abolirung ward beschlossen. Das war bei den Franzosen ohne Revolution nicht möglich; denn welche Zeit, welche Ausdauer wird nicht erfordert, um eine stufenweise Umbildung der Literatur zu erzeugen. Nun besitzt aber der Franzose alle Eigenschaften der Welt, nur nicht Ausdauer. Es wird ihm eher gelingen, die Welt mit dem gefällten Bajonette zu erobern, als sich Zeit und Geduld zu einem gütlichen Vergleiche abzugewinnen. Bei ihm muß alles rasch gehen; entworfen und vollendet, — oder er steht ab. Die Politik hat diese Ansicht seit drei und vierzig Jahren hinlänglich gerechtfertigt; die Literatur giebt davon seit vier Jahren ein sprechendes Beispiel.

Diese Stimmung der Nation benutzte Victor Hugo, und trat mit seinem Hernani auf; ein Werk, in dem die blühendsten Schönheiten der Poesie mit den barockesten Extravaganzen kämpfen. Er setzte die Aufführung an dem klassischen Theater der Franzosen durch, das von diesem Augenblicke an aufhörte klassisch zu sein. Der Tumult im Publikum während der Vorstellung, war unbeschreiblich. Das Parterre glich einer Wahlstatt, auf der die physische Uebermacht den Platz behauptete. Die Opposition der Klassiker, so stark sie war, ward momentan unterdrückt, und der Enthusiasmus der romantischen Jugend, weit mehr als der, durch das Werk erzeugte, trug den Sieg davon.

Hernani ist an einer Bühne in Deutschland gegeben worden; so viel ich weiß nur an einer, und an dieser einen nur ein Mal. Das ist nicht zu verwundern. Es war eine unglückliche Idee, dieses Werk in's Deutsche zu übertragen. In Paris, wo die literarische Gährung seit lange siedete, wo sie durch hundert öffentliche Schriften vorbereitet war, wo die sämmtliche, zu Revolutionen welcher Art sie seien, stets bereite Jugend sich zu Verfechtern des Neuerers aufwarf, wo die zahlreichen Verehrer der Victor Hugo'schen Muse das Haus füllten, wo sein geachteter Name das günstigste

Vorurtheil erweckte, wo unter seinen Augen das Stück einstudirt und mit seltener Vollendung gegeben wurde, — hier gab es Tumult und Parthei-Streit, hier konnten alle genannten Vortheile dem Stücke keinen dauernden Erfolg gewinnen. Wie konnte es in Deutschland gefallen, wo man längst einig ist über die Art, wie für's Theater geschrieben werden soll, in Deutschland, wo man alle gewaltsamen Umwälzungen haßt, wo nur ein Fortschreiten in der Literatur, kein Umsturz derselben wünschenswerth ist, in Deutschland, wo man Victor Hugo kaum kennt, und für seine Person und Muse kein Interesse mit in's Theater bringt! — in Deutschland mußte dieses Stück scheitern, wetteiferten auch seine poetischen Schönheiten in der Uebersetzung mit dem hohen Werthe des Originals. —

Hernani erzeugte keine Revolution, dazu fehlte ihm die Kraft, aber er veranlaßte sie, wie oft ein unbedeutender Luftzug eine Flamme schürt, die, früher schon vorhanden, kräftig beherrscht, hätte wohlthätig wirken können, während der Zufall aus ihr jetzt eine verheerende Feuersbrunst anfachte.

Victor Hugo gestaltete sich selbst ein literarischer Mirabeau. Hätte jenen nicht ein früher Tod dem Heldengange seines Ruhmes entrissen, so hätte er wahrscheinlich die von ihm erschütterte königliche

Macht auf's Neue befestigt, oder er wäre unter dem Beile der Guillotine gefallen. Gelingt es Victor Hugo nicht, die dramatische Literatur seines Vaterlandes zu dem alten Glanze, dem gediegenen Werthe ihrer Klassicität zurück zu führen, so stirbt sein Ruhm in dem wüthenden Gähren der durch ihn veranlaßten literarischen Revolution.

Die alten Throne wurden gestürzt; Corneille und Racine in den Staub getreten. Um die Büste des Letzteren, welche den Foyer des Théâtre français ziert, tanzte die sogenannte romantische Jugend, die jeune france, im wilden bachantischen Jubel, und versuchte durch ihr ohnmächtiges Gewitzel den Unsterblichen zu sich in den Staub zu ziehen. Erinnert das nicht an die tollen Komödien-Spiele der Göttin der Vernunft, und anderen Unsinn der Exaltation in der ersten französischen Revolution? Natürlich ist, daß die Zeit, wie in Allem, auch in der Literatur Abweichungen vom Alten begehrt; und es steht zu hoffen, daß selbst diese rasende Umwälzung zu einem erfreulichen Ziele führen wird; aber welche Kämpfe stehen ihr bis dahin noch bevor! Jetzt ist sie nur bis zum Sansculottisme gelangt, und fast im eigentlichen Sinn des Wortes, denn selbst die besseren dramatischen Dichter erröthen nicht vor der gänzlichen Nacktheit.

Das ist Natur, aber eine schamlose, gänzlich enthüllte und oft durch Schmutzflecken verunstaltete Natur. Finden wir in dieser literarischen Revolution nicht das treue Abbild der politischen wieder? Diese ist nach vierzigjährigem Kampfe noch nicht beendet; jene hat das Jahr V. der Republik erreicht, das Schreckensjahr von 93. Steht ihrer wilden Kraft zum zweitenmale eine glänzende Knechtschaft bevor, von goldenen Ketten des Ruhmes umwunden, wird das Kaiserthum ihrer Literatur bis in den hohen Norden leuchten, wird sie unter ihm zum Regel-Zwange der veralteten Schule zurückkehren, und durch eine Juli-Revolution in's Reich des juste-milieu eingehen, das, wenigstens für die Kunst, von den ersprießlichsten Folgen sein müßte? — ich weiß es nicht; aber wohl weiß ich, daß dieser Zustand der Dinge nicht dauern kann, so wenig sich die Politik von 93 erhielt; eine Nation, die voll Leben und Kraft mit Feuereifer jeden Zweig des Wissens umfaßt, kann in ihrer schönsten Zierde, in der edelsten der Künste nicht lange Barbar und Vandale sein.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Achtes Kapitel.

Die Aussprache.

So fand ich bei meiner Ankunft in Paris im Jahre 1830 den Stand der Literatur, die sich auf das berühmte Théâtre français bezog.

Konnte im Treiben dieser literarischen Anarchie ein Institut, das so unmittelbar mit ihr in Berührung stand, sich ganz rein erhalten? konnte es in seiner völligen Reinheit bestehen? kann die ganze Verantwortlichkeit des Verfalles auf die Führer einer Anstalt gewälzt werden, die den gewaltsamen Stürmen einer solchen force majeure erlagen? — Ich glaube der billige Richter entscheidet: Die Comédie française ist mitschuldig an ihrem Verfalle, aber schuldlos an ihrem plötzlichen Sturze.

Ich sah nur noch ihre Ruinen, doch waren sie mir nicht minder ehrenwerth.

Mit Götterkraft vertheidigte die dort herrschende Muse ihren geweihten Tempel, und wich, schon halb

besiegt, nur Schritt für Schritt von ihren geheiligten Altären. Während meiner dreimonatlichen Anwesenheit bildeten fast nur klassische Stücke das Repertoir. Hier lernte ich Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière, auch Marivaux recht an der Quelle kennen, und ward von ihnen entzückt. Zwar drang sich mir in der Darstellung etwas höchst Fremdartiges auf, doch schrie ich nicht gleich, wie so gern die Fremden thun, über Monotonie und Unnatur und Uebertreibung. Ich war viel zu wenig mit dem Geist der Sprache, mit dem Karakter der Nation vertraut, um mir ein so absprechendes Urtheil anzumaßen. Je mehr ich mich bemühte jene kennen und ergründen zu lernen, desto billiger und milder wurde ich in diesem; jetzt wo ich durch längere Bekanntschaft mit der Nation, ihrer Sprache und Literatur, nach Maaßstab meiner geringen Einsichten, mir ein Urtheil zutrauen darf, glaube ich jene Meinungen erklären zu können.

Die Sprache ist nichts als der Wiederschein, der Spiegel des menschlichen Karakters. In ihr erkennt man zunächst seine Anlagen und deren Ausbildung. Jemand der einen Engländer und einen Italiener sprechen hört, ohne ein Wort von diesen beiden Sprachen zu verstehen, wird an dem Ausdruck, an dem Zeitmaaße des Vortrages sogleich die

beiden Landsleute unterscheiden. Der Marseiller spricht, nicht nur hinsichtlich des Accents, sondern vorzüglich des Tempi, ganz verschieden von dem Boulogner. Eine noch größere Verschiedenheit findet zwischen der deutschen und französischen Nation statt. Wo wir gehen, läuft der Franzose, wo wir laufen, scheint er zu fliegen. Dasselbe ist in Sprache und Gesten der Fall, deren der Franzose in zwei Stunden mehr macht, als wir den ganzen Tag. Natürlich müssen wir heftige Ausbrüche der Leidenschaft in Sprache und Bewegung der Franzosen übertrieben finden, so wie der Ausdruck unserer Wuth jenen nichts als ein etwas weit getriebener Scherz erscheint; und ich habe es ganz natürlich gefunden, daß mir einst in einer Soirée, wo von deutscher Tragödie die Rede war, ein französischer Dichter, der in Deutschland viele Theater gesehen, sagte: „Mais monsieur, est-ce que vous avez des tragédies? cela ne sont que des marivauxiades?“

Was nun die so oft angeklagte Monotonie betrifft, so giebt einige Kenntniß der französischen Aussprache darüber hinlänglichen Aufschluß. Die Schönheit der unsrigen besteht in einer strengen Scheidung der Worte und Sylben; je weiter wir hierin gelangen, je edler wird unser Vortrag, jemehr

gewinnt er an Haltung und Energie. Dieses einzige Kennzeichen läßt noch nach zwanzigjährigem Aufenthalte in Frankreich den Deutschen erkennen, hätte er auch sonst den eigentlichen Accent besiegt. Der Franzose verbindet fast sämmtliche Worte einer Phrase theils durch die End-Consonanten r, s, t, die zu dem folgenden Vokale als, zu einer angehängten Sylbe, hinübergezogen werden, theils durch die strenge Verbindung der Sylben und Wörter. So hörte ich viel und oft von der bekannten liebenswerthen Schauspielerin Demoiselle Jenny Colon sprechen, und wußte nie, wovon die Rede war, denn die Franzosen sprechen diese Worte so aus: Jen,nyco,lon, als ein einziges Wort, in dem die zwei mittelsten Sylben, namentlich hievon die erstere ganz außerordentlich kurz, die erste lang, und die letzte sehr gedehnt gesprochen wird; hiezu kommt die scharfe Betonung der ersten kurzen Sylbe, ny, welche durch den Druck dem deutschen Ohre als lang erscheint, obschon sie eine der kürzesten der Sprache ist. Dieß, und namentlich die Art und Weise ihrer Steigerung im Vortrage, die ich nicht gut schriftlich erklären kann, giebt dem Debit eine Eigenthümlichkeit, die dem Unkundigen als Monotonie erscheint, es aber durchaus im Verhältniß zur Sprache nicht ist; so wie wir ganz den Regeln der

Euphonie gemäß sprechen können, wenn gleich es dem oberflächlich deutsch-kundigen Franzosen als ein schrecklich verworrener Vortrag erscheint. Mit den Gesten ist es derselbe Fall; obgleich ihre größere Anzahl und Heftigkeit, (im Verhältniß zu den deutschen,) die der Italiener noch bei weitem nicht erreicht, worin sich aller Dreier Nationalität unterscheidet. Ich habe italienische Trauerspiele des Alfieri aufführen sehen, und weiß was das sagen will. Bei alle dem will ich nicht behaupten, daß viele französische Schauspieler nicht übertrieben; im Gegentheil, ich habe das erlebt, und erkühne mich auf der Stelle, die Schauspieler des Théâtre français zu unterscheiden, die ohnlängst von den Boulevard's zu diesem edleren Institute gelangt sind; ich behaupte nur, daß diese Uebertreibungen weder im Allgemeinen den Künstlern der Comédie française, noch ihrer Schule angehören, die vor allem im Lust- wie im Trauerspiele die höchste Eleganz, den vollkommensten edlen Anstand bedingt. —

Nachdem ich drei Monate hindurch das Theater besucht, mich auch mit der Literatur etwas vertrauter gemacht hatte, ward mein längst gehegter Wunsch, die französische Bühne zu betreten, in mir Vorsatz und Plan, und ich verließ Paris, einen Engagements-Abschluß auf Gastrollen zu erfüllen,

der mich nach Aachen rief, mit dem festen Entschluß, nach Ablauf meiner Verbindlichkeiten sogleich nach Paris zurückzukehren, um mein abenteuerlich-scheinendes Projekt in's Werk zu setzen.

Mitte Novembers desselben Jahres traf ich zu diesem Zwecke daselbst wieder ein.

Ich kann, ohne mich zu verläumden, sagen: ich sprach kein Wort französisch; denn der fürchterliche Jargon, den ich jetzt erst ganz erkenne, war nicht so zu nennen. Ich wandte mich, um Unterricht in der Aussprache, an Herrn Michelot, und theilte ihm mein Vorhaben mit. Dieser, ein zurückgezogener Societair des Théâtre français, war ein vorzüglicher Bühnen-Künstler, wovon ich, bei meiner ersten Anwesenheit in Paris mich selbst überzeugt hatte, und genießt den Ruf des ersten Professors der französischen Sprache. Er empfieng mich auf das freundlichste als seinen Collegen, und ich fand Gelegenheit, in seiner Unterhaltung die Gründlichkeit zu bewundern, mit welcher dieser Mann über seine Kunst, deren Ausübung und die französische Literatur sprach. Es thut so wohl einen Künstler zu finden, der nach Lessing: „noch einmal so viel werth ist;" und auf der Stelle ist man ihm befreundet, träfe man ihn auch bei den Antipoden. Ich theilte meinen Plan Herrn Michelot

mit, der mir die unglaublichen Hindernisse nicht verhehlte, die sich dessen Realisirung entgegenwälzten; da er jedoch mit mir in der Meinung übereinstimmte, daß ein fester Wille stets sein Ziel erreiche, so machte ich mich getrost an's Werk, und er stand mir redlich mit seinem Rathe bei. Später sagte er mir, er habe mich im ersten Augenblicke für verrückt gehalten, und habe nachgegeben, wie man sich denn in die Launen eines Kranken fügt, doch bald hätten ihm meine überraschenden Fortschritte gezeigt: „que j'étois possédé du desir de jouer Corneil et Racine.“

Hier freue ich mich herzlich eine Gelegenheit zu finden, Herrn Michelot öffentlich den gebührenden Tribut der Anerkennung zu zollen. Er besitzt nicht nur eine seltene Methode die Schwierigkeiten der Sprache bis auf den Grund zu verfolgen, sondern macht deren Ueberwindung so leicht, die Regeln zu diesem Zwecke so faßlich, daß es vielleicht schwerer ist, sein Ziel zu verfehlen als es zu erreichen. Er ist überdem ein so geistreicher, tiefdenkender Mann, daß ich, ganz abgesehen von meinem nächsten Zwecke, die Zeit die ich in seiner Unterredung verbrachte, nicht nützlicher und besser zur Ausbildung in meiner Kunst hätte anwenden können.

Herr Michelot kannte ein wenig das deutsche

Theater; er war dem Kaiser nach Dresden gefolgt, und hatte in Leipzig Gastrollen von Iffland gesehen, den er ganz ungemein verehrte. Mit einem großen Talente verbindet dieser Künstler, der während zwanzig Jahren neben Talma die ersten Rollen spielte, die strengste Redlichkeit, und wurde bis zum letzten Augenblicke seines artistischen Wirkens gleich sehr vom Publikum und seinen Collegen geschätzt. Einen besonderen Zug dieses ächt männlichen Karakters werde ich später anzuführen Gelegenheit finden.

Ich studirte sechs Monate lang die Aussprache aus dem Fundamente, dergestalt, daß ich einigen meiner Bekannten, die aus dem südlichen Frankreich waren, durch Anwendung des genossenen Unterrichts das sogenannte Gaskogniren abgewöhnte. Mit seltenen Anstrengungen war dieses Studium verknüpft; ich mußte, so zu sagen, mein ganzes Mundwerk umformen. Die deutsche Sprache ist ausserordentlich gutturale; die französische hingegen ist mehr buccale; daher mußten, um den französischen Accent zu erreichen, die Töne des hinteren Theils des Mundes, die glottalen und güttiralen, mehr nach dessen Vordertheil gepreßt, daselbst gleichsam erst erzeugt werden. Dieß ist außerordentlich schwierig, doch nicht unüberwindlich, denn die Fran-

zosen haben in ihrer Sprache keinen Laut, dessen wir uns in der unsrigen nicht auch bedienten; wir hingegen haben Töne, die den Franzosen ganz fremd sind, z. B. die deutsche Aussprache des ch, (glück-li**ch**); denselben Mitlaut in einer zweiten Anwendung z. B. (Ra**ch**e); mit einem Worte, jede glottale Pronunciation, wovon sie nur die einzige des H aspiré kennen: Ha! Les Haine.

Doch können sie diese Laute erzeugen, wie ich bei mehreren meiner französischen Freunde fand; namentlich haben die Damen mehr Leichtigkeit für die deutsche Aussprache als die Männer. Den Engländern jedoch fällt sie noch schwerer als den Franzosen, aus dem einfachen Grunde, daß die ihrige sehr labiale und linguale ist; ihr father etc. wird ganz mit den Lippen und der Zunge gesprochen, und der größte Theil ihrer Pronunciation beruht im Vordertheile und der Mitte des Mundes; daher es dem Deutschen viel schwieriger fallen muß, völlig rein englisch als französisch zu sprechen; und glücklich würde es mich machen, könnte ich noch einst diesen Versuch wagen; doch wie gesagt: Zeit und Renten.

Zu den genannten Schwierigkeiten gesellte sich noch eine andere: die Verbesserung eines Fehlers, den man gern einen organischen nennt, wiewohl er

es gar nicht ist. Ich sprach nämlich den Consonanten R aus der Gurgel, statt durch ein zitterndes Anschlagen der Zunge am Vordertheile des Gaumens diese Vibration zu erzeugen. Ich bedurfte einer sechsmonatlichen Uebung, um diesen Fehler radikal zu verbessern, der mir zu meinem Zwecke ein unübersteigliches Hinderniß gewesen wäre, da dieses Grasseyement in der französischen Sprache noch viel unleidlicher als in der unsrigen ist. Trotz aller Schwierigkeit ließ ich nicht ab, da ich die Ueberzeugung hegte, daß jeder Mensch dieses Hinderniß besiegen könne, das, wie so viele andere, z. B. das Zischen und Lispeln, lediglich seinen Grund in einer vernachlässigten Erziehung oder später in eigener Unachtsamkeit findet. Selbst im Falle der Bau des Mundes ein Hinderniß böte, so ist dieses sehr leicht zu heben. Einer meiner Freunde, der die Bühne zu seiner Bestimmung gewählt, und das Grasseyement nach achtmonatlicher Anstrengung nicht überwinden konnte, ließ sich auf meinen Rath das Zäpfchen am Gaumen zur Hälfte wegschneiden, da seine bedeutende Länge die Thätigkeit der Zunge erschwerte; die Operation war unbedeutend, der Schmerz gering; nach Verlauf von acht Tagen konnte er seine Studien fortsetzen, und sprach bald darauf das R völlig rein aus.

Nur selten jedoch tritt ein solcher Fall ein; am häufigsten entspringt der Mangel der Vibration aus übler Gewohnheit; dasselbe findet bei dem Lispeln statt, das so häufig bei Damen getroffen wird, die dann über eine zu lange Zunge klagen. Das ist lächerlich; es giebt keine zu langen Zungen, außer bei wenigen Abnormitäten, die nicht viel häufiger gefunden werden, als Menschen mit drei Armen 2c.; was man gewöhnlich eine zu lange Zunge nennt, ist nichts als eine große Unart, die man vornehmlich in großen Städten findet, wo die Affektation ihre Herrschaft in der vornehmen Welt behauptet. Ich nenne hier nur Paris und Berlin, wo fast jedermann grasseyirt. Und woher kommt das? Von der Unbesonnenheit der Mütter und Ammen, die die Kinder verhätscheln; die beim Beginnen des Sprechens, wo die starke Grundlage der physischen Beredsamkeit für das ganze Leben gelegt werden sollte, ihnen, die schwer zu erzeugenden Consonanten zu erleichtern, das Wort, in welchem sie vorkommen, ohne dieselben vorsagen, und so das Kind, statt es in der Ueberwindung der Schwierigkeit zu üben, von derselben gänzlich abziehen. Es bedarf nur einer geringen Beobachtung der Natur, um die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt zu finden. Eine Mutter biegt sich tändelnd und kopfni-

ckend zu der Kleinen hinab, und sagt zu ihr: „will-t du -pielen?" indem sie sorgfältig die schwierigen Zischlaute ausläßt; ferner: „hübs-a-tig sein," um ja den Zischlaut und die fatale Vibration (R) zu vermeiden. Die so thun, wissen selbst nicht warum, aber diese Unbesonnenheit trägt böse Früchte. Später, wenn diese Consonanten nicht geübt sind, verweigern sie den Dienst, und werden in der hohen Gesellschaft fast überflüssig, wo man in der Regel eine so corrupte, verzierte und verzerrte Sprache hört, daß sie ein, für Wohlklang gebildetes Ohr beleidigt. In Paris parodirt man diese Affektion der haute société, indem man ihr satyrisch die Worte nachspricht: „Su- ma pa-ole d'honneu-!" wo in der ganzen Phrase die Vibration fehlt. Durch solche Affektation wird die Kraft der Sprache gänzlich unterdrückt, die Mitlauter versagen den Dienst, und daher kommt das Zischen und Lispeln, wovon die Schuld dann auf eine zu lange Zunge, zu weit auseinander stehende Zähne, oder zu dicke Lippen geschoben wird, und das nichts weiter ist, als was Shakespeare schon vor 300 Jahren so treffend bezeichnete mit seinem:

„Ihr trippelt, zischelt und lispelt, und verzerrt Gottes Kreaturen, und stellt euch aus Albernheit unwissend." — (Hamlet.)

Was mir bei Bekämpfung dieses Hindernisses sehr treffliche Dienste leistete, war die Anwendung von 12—14 Knochen von Kalbsfüßen, womit ich beide Seiten des Mundes füllte, um der Aussprache einen noch größeren Widerstand entgegen zu setzen, und sie noch bedeutender zu forciren. Das Mittel ist unschätzbar, und gar nicht neu. Demosthenes übte es mit Erfolg, doch, glaube ich, ist es seit jenem Redner bis auf uns außer Anwendung geblieben. Mir that es große Dienste, obgleich es heftige Schmerzen verursachte; das Zahn= und Backen-Fleisch löste sich in großen Stücken ab; selbst jetzt, da ich mich seiner seit vier Monaten nur selten bediene, ist mein Mund noch nicht völlig geheilt. Dieses unschätzbare Mittel für die Aussprache, von dem ich mich, so lang ich meiner Kunst getreu bleibe, nicht mehr entwöhnen werde, erfordert jedoch eine große Aufmerksamkeit, denn ohne diese kann man leicht in leidenschaftlichen Momenten auf die Knochen beißen, und sich die Zähne beschädigen. Mit dieser Vorsicht aber rathe ich es meinen jüngeren Collegen, denen der Werth einer kräftigen Aussprache einleuchtet, auf das dringendste an.

Neuntes Kapitel.

Mein Eintritt in's Théâtre français.

Nach Vollendung dieser Studien, die mich sechs bis sieben Monate ausschließlich beschäftigten, begann ich das zweite, das meines Repertoirs, und bildete es aus nachstehenden Rollen, die einen großen Theil des klassischen Repertoirs der Franzosen ausmachen. Ich studirte: Auguste in Cinna von Corneille; Don Diègue im Cid von demselben; le vieil Horace in les horaces von demselben; Phocas in Heraclius von demselben; Burrhus in Britannicus von demselben; Mahomet im Stücke gleichen Namens von Voltaire; Thésé in Phèdre von Racine; Pharasman in Rhadamiste et Zénobie von Crébillon; Mithridate im Stücke gleichen Namens von Racine; Agamemnon in Iphigenie en Aulide von demselben; Joad in Athalie von demselben; Philoctète in Oedipe von Voltaire; Narbas in Merope von demselben; Néron in Britannicus von Racine; Tartuffe im Stücke gleichen

Namens von Molière; Alceste in le Misanthrope von demselben; und eine große Anzahl anderer, die ich nur als Studien benutzte, wie Tancrèd, Rodrigue im Cid, Figaro in Figaro's Hochzeit, Danton in Camille Dumoulin u. a. m.

Meine Studien waren beendet, und ich wollte die Früchte derselben vor dem Publikum ärndten. Ich wünschte zu debütiren, und that hiezu den ersten Schritt. Vor allem mußte ich um eine Audition nachsuchen, denn an der Comédie française debütiren selbst die französischen Schauspieler nicht, ohne sich dieser Prüfung unterworfen zu haben, wenn sie nicht durch einen großen Ruf unterstützt, oder von den Societairs als Künstler gekannt sind. Dergleichen Auditions finden daher in der Regel zwei bis drei Mal im Jahre statt. Der Fall war kurz vor meiner Anfrage eingetreten, und da ich die gewöhnliche Audition nicht abwarten konnte, so hatte ich viel Mühe eine extra-ordinaire zu erlangen. Da sich jedoch Herr Tailor, Commissair du roi, dem die oberste Leitung der Bühne anvertraut ist, und Herr Demousseaux, Societair und Regisseur des Theaters, welche beide mich gehört, dafür interessirten, so fand nach einigen Monaten diese Audition am vierten Juni 1832 statt. Es war an einem Vormittage; die Bühne war vom Tageslichte

lichte erhellt, der Cirkus jedoch sehr finster. Nie habe ich in einer Darstellung auf dem Theater jene Emotion empfunden; nicht als ich zum ersten Mal die Bühne betrat, selbst nicht bei meinem ersten Debüt in Paris. Der Secretär des Theaters, Herr Masson, stand neben mir, und gab mir aus dem Buche die replique; auf der ersten Gallerie saßen die Societairs, Herren und Damen, deren schwache Umrisse geisterartig mir aus der Nacht entgegenblinkten, die mich umgab. Ich trug die bekannte Rede des vieil Horace vor dem Könige vor. Wie ich das sprach, wie ich das spielte, davon ist mir die Erinnerung entschwunden; ich weiß nur, daß, als ich inne hielt, ich von den Zuhörern ermuntert wurde, die nun eine leidenschaftliche Scene begehrten, worauf ich jene berühmte des Cid vortrug, in welcher Don Diègue, den ich darstellte, die Ohrfeige von Gomez erhält. Ich war nun schon viel gefaßter und freier; mein Vortrag wurde mit Beifall aufgenommen, und die Folge dieser Audition war die unmittelbare Ansetzung meiner Debüts.

Den 19ten Juni 1832 ward ich von Herr Demousseaux in das Foyer der Comédiens français geführt. Das Erste, was mir in diesem schönen, geräumigen und anständig verzierten Saale in die Augen fiel, war ein Brustbild Voltaire's, das vis

à vis dem Eingange über einem großen Trümeau hängt. Sämmtliche Wände sind mit den Porträts bedeutender Dichter und Darsteller geziert. Vor Allem zeichnet sich ein sehr schönes Bild in Lebensgröße aus, das Lekain als Orosman vorstellt. Ihm zur Seite ist ein Brustbild Talma's, im Costüme des Hamlet, das jedoch nicht viel bedeutet, denn es trägt weder den Karakter der Rolle, noch drückt es, durch das Costüme beengt, den des Künstlers selbst aus. Inzwischen ist es noch das Beste, das von ihm vorhanden ist. Man sollte kaum glauben, daß von Talma, der so hoch von seinen Zeitgenossen geschätzt wurde, der der Freund, oder doch Bekannte fast aller ausgezeichneten Künstler seiner Epoche war, daß von Talma, der gerade in plastischer Hinsicht als unübertrefflich angestaunt wurde, daß von dem sich auch nicht ein Bild in Lebensgröße vorfindet. Auf jeden Fall zeugt es für des Künstlers Anspruchslosigkeit. — Unter einem der großen Wandspiegel steht seine Büste in ansehnlicher Größe, mit dem Todtenkranze auf dem Haupte; ihm zur Seite, unter einem andern Wandspiegel, die Louis Philipp's, winzig klein. Neben Talma's Porträt hängt das des berühmten Baron, und endlich Molière, der, sonderbar genug, im römischen Tyrannen-Costüme dargestellt ist: ein Beweis, daß schon

vor 200 Jahren die Bühnenkünstler sich am Trefflichsten in denen Fächern wähnten, wozu die Natur sie am wenigsten bestimmt. Noch schmücken die Wände Bilder vieler, in der Kunst ausgezeichneter Männer, so wie ihre Büsten die Ecken des Saals. Da sieht man die beiden Corneille's, Racine, Crébillon, Reynard u. a. m. Sämmtliche Kanapees und Lehnsessel sind mit grünem Sammt überzogen, und den großen Tisch ziert ein Damenbrett. — In Deutschland würde das für eine Entweihung der Kunst gelten. So ist bis in die kleinsten Details die Verschiedenheit des National-Karakters nicht zu verkennen.

Ich wurde den anwesenden Mitgliedern vorgestellt; die, welche mich in der Audition gehört, sagten mir viele Artigkeiten, besonders fand ich die Damen sehr liebenswerth. Mit diesem ersten angenehmen Eindrucke betrat ich die Scene; denn ich habe mein Theil Eitelkeit und hätte diesen Augenblick nicht gegen Talma's Ruhm vertauscht. Noch ganz voll von meinem Glücke schritt ich einsam im Hintergrunde auf und nieder; ein heiliger Schauer bewegte meine Brust; ich stand auf dem klassischen Theater der Franzosen, auf dem ersten Theater der Welt; dem Einzigen, das sich, seines alten Ruhmes bewußt, von jedem literarischen und moralischen

Schmutze rein erhalten hatte, auf einem Theater, das, wähnte ich, vor jeder Unwürdigkeit entsetzt zurückschaudern müßte, denn es ist ein noch lebendes Denkmal ehemaliger Größe. Ich war exaltirt. —

Da faßte mich der Regisseur unter den Arm, und führte mich in den Vorgrund. Ich werde Ihnen, sagte er, hier einen Mann vorstellen, dessen Bekanntschaft für sie sehr wichtig ist. Hoch schlug mein Herz; es ahnete die Gegenwart irgend eines ausgezeichneten Schriftstellers, eines bedeutenden dramatischen Künstlers. — Ein elegant gekleideter Mann, von ohngefähr 36 Jahren, trat mit höflicher Verneigung auf mich zu, — es war der Chef der Claque. Herr des Lebens! wie fiel ich aus meinem Himmel! Le Théâtre français et la Claque! ich war zerschmettert. Das Beginnen der Probe entriß mich meiner tiefen Wehmuth; ich ermannte mich, doch war mir sonderbar zu Muthe; dies fremde Theater, diese fremde Umgebung, diese fremde Sprache, diese verschiedenartigen Eindrücke; — Worte vermögen mein Gefühl nicht zu schildern; die Beklemmung theilte sich meinen sämmtlichen Organen mit; die Töne brachen sich im Entstehen. Da trat Herr David, der größtentheils das Emploi Talma's bekleidet, und den Cid darstellte, auf mich zu, und sagte mir leise in's Ohr: „Si vous parlez ce soir

comme à présent, personne ne vous entendra." — Diese schöne, edle Freimüthigkeit gab mich mir selbst wieder; die Beklommenheit wich von meiner Brust; ich drückte ihm feurig die Hand, dankte, und glaubte mich auf die heimathliche Bühne versetzt.

Die Probe war aus; mein Claqueur versicherte mich noch einmal seiner Huld, und gieng seiner Wege; ich warf ihm einen bitteren Blick nach, und sagte zu Herrn Demousseaux: „Quel horreur!" — „Que voulez-vous, mon ami," gab er zur Antwort, „ce sont d'anciens abus." — Ich hatte nicht den Muth, mich dem alten hergebrachten Uebel entgegen zu stellen, gab diesem modernen Kunst-Mäcen ein Goldstück, und so oft ich spielte acht Billets, die ich jedoch gratis von der Administration erhielt; aber mit gerechtem Stolze sage ich laut, daß, wenn ich auch seine Feindschaft fürchtete, ich seiner Freundschaft nicht bedurfte, denn gerade am ersten Abend meines Auftretens an diesem, für mich so verhängnißvollen, entscheidenden Abende war auch nicht ein Billet an die Claque gegeben. Es war ein Benefice, wo alle Plätze verkauft wurden, ein Benefice, in dem Alles spielte, was das Théâtre français noch von Talenten erster Größe aufzuweisen hat; Demoiselle Mars, die zurückgezogenen Societair's, Herr Michelot, Baptiste ainé, Baptiste

cadé, Armand u. a. m., wetteiferten an diesem Abende um die Palme der Kunst; das Publikum glaubte sich in eine längst entschwundene schöne Zeit zurückversetzt; Beifalls-Sturm erschütterte das Haus, und obgleich erdrückt von jenen Kunststernen, fiel dennoch auf mich ein freundlicher Blick der Anerkennung, und verdanke ich ihn auch nur der Nachsicht, so bin ich dennoch stolz darauf, — denn kein Handschlag der Claque hat ihn entehrt. —

Der Erfolg meiner Versuche auf dem Théâtre français, ist in fast allen französischen Blättern zu umständlich und zu günstig beurtheilt worden, als daß ich mir erlauben dürfte, seiner hier nur mit einem Worte zu erwähnen. Meine Absicht beim Niederschreiben dieser Zeilen war, die Eindrücke zu schildern, die auf mich gemacht wurden, nicht die, so ich etwa selbst erzeugt haben könnte. —

Tausend schaurige Geschichten wurden mir von den furchtbaren Cabalen und Chikanen des Théâtre français erzählt, die fast unglaublich schienen; ich habe mich ohne Furcht und mit Vertrauen hingegeben, und Gastfreundschaft, Theilnahme und Wohlwollen gefunden.

Herr Joslin Lasalle, **Régisseur général**, fragte mich ausdrücklich, ob ich mehr als e i n e r Probe bedürfe; und hätte ich zwei, ja drei begehrt, sie wä-

ren mir sicher nicht verweigert worden. Aehnliche Theilnahme wie von Herrn David, wurde mir von allen Mitgliedern des Théâtre français. Herr Desmousseaux, Regisseur und Societair, der ganz mein Fach spielte, entfernte mit Sorgfalt jede Schwierigkeit die sich meinen Debüts entgegenstellte; denn das Theater befand sich gerade damals in einer peinlichen Verlegenheit. Madame Charton hatte die Bühne verlassen, Demoiselle Brocard war krank auf dem Lande; so fehlte eine tragische Liebhaberin, und nur mit Mühe und Noth kamen meine Debüts zu Stande, in denen man fast stets zweier Damen dieses Faches bedurfte. Als ich „les horaces“ wiederholte, fehlte Sabine, die das erste Mal in Demoiselle Martin, einer Schülerin des Societairs Herrn Monrose, ihre Darstellerin gefunden, und obgleich deren Debüts beendet waren, bewog sie dennoch Herr Monrose zur nochmaligen Uebernahme dieser Rolle, um mir gefällig zu sein. Madame Meinjaud und Herr Dumilâtre unterstützten mich mit wahrhaft rührender Theilnahme in der Darstellung des Mahomet, den ich aus Unbesonnenheit am Abend zuvor übernommen hatte, und da ich ganze Scenen nicht fest wußte, die ich im Hintergrunde der Bühne spielte, vom Souffleur auf eine wortverhallende Weite entfernt, so drängten sich beide

an mich, soufflirten mir die schwierigsten Parthieen Wort für Wort, und retteten mich auf diese Weise aus der tödtlichsten Verlegenheit.

Wo so viel Güte und Wohlwollen einem Fremden erwiesen wird, bin ich sehr geneigt, jene Gerüchte von Cabalen und Chikanen für Verläumdung und Böswilligkeit zu halten.

Zehntes Kapitel.

La Claque.

Ich kann nicht umhin, dieses Uebelstandes ausführlicher zu erwähnen. Er herrscht bei allen Theatern, und man kennt nicht die Zeit seines Ursprungs. Doch das Théâtre français genießt nicht das Glück dieser Unwissenheit; auch entbehrt es der Entschuldigung der anderen Bühnen: Neid der Rivalen, und abgedrungene Nothwehr; denn der künstlerische Standpunkt dieses Theaters erhebt es, selbst nach seinem Verfalle, über jegliche Rivalität, und, einzig der Kunst geweiht, hätte in ihm jede Anerkennung nur aus ihren Genüssen fließen sollen. Nicht ein scheinbares Bedürfniß dieses Institutes spritzte diesen Flecken in die Reinheit seines Werthes; elender Egoismus, sträfliche Weibereitelkeit haben dieses Kunstgebäude entweiht.

Le Théâtre français et la Claque!!! — Vom Jahre 1802 bis 1804 führte die Rivalität der Damen Bourgoin und Volney den schändlichen Han-

del in dieses reine Haus. Später ward er von zwei Künstlerinnen erneuert, die ich aus Achtung für ihr Talent, und weil eine derselben der Kunst noch angehört, wiewohl nicht mehr dieser Bühne, hier nicht nennen mag. — So ist der große Künstler oft ein so schwacher Mensch. Talma, sage Talma, unterwarf sich diesem Tribute, und von Demoiselle Mars, sage Demoiselle Mars, erzählt man, daß ihre ersten Darstellungen nach ihrer Krankheit im vorigen Jahre, sie mehrere Tausend Franken Claqueur-Sold gekostet hätten.

Das Schmachvollste an dieser Sache ist, daß dieselbe Claque sich über ihre Tributspender wahrhaft lustig macht, und den größten Theil dieser Billets um ein Spottgeld, dicht am Eingange des Theaters selbst, verhandelt. Noch empörender jedoch ist es, daß diese feilen Söldlinge sich für und gegen gebrauchen lassen, und nicht selten wird durch eine Kabale ein Mitglied derselben Administration verhöhnt, die zur Unterstützung ihres Personals dem Claqueur-Dey Geld und Billete tributirt. Doch giebt es nichts so Niedriges, daß es nicht auf eine oder die andere Art, erhabenen Karakter-Zügen zu glänzen Gelegenheit gäbe. —

Nicht sämmtliche Comédiens français unterwarfen sich diesem schimpflichen Joche. Herr Miche-

lot rettete in seiner Person die Ehre der Anstalt. Stets mit Abscheu diesen Schand-Sold verweigernd, ward er, schon seit langen Jahren Liebling des Publikums und seit geraumer Zeit Societair des Theaters, von diesen letzten der feilsten Knechte, dieser Claqueurs-Bande auf das empörendste in seiner Künstler-Würde gekränkt. Diese Buben wollten mit Gewalt ertrotzen, was ihnen das Selbstgefühl eines Mannes verweigerte. Ein neues Lustspiel wurde gegeben, in dem Herr Michelot die Hauptrolle spielte. Mehrere Vorstellungen hintereinander ward es ihm unmöglich sich verständlich zu machen. So wie er den Mund öffnete, füllte ein Husten, Niesen, Zischen, von dem famösen Platze unter dem Kronleuchter ausgehend, das Haus, und völlige Todtenstille trat mit dem letzten Worte des Schauspielers wieder ein. Mit unverändertem Gleichmuthe duldete der Künstler während vier bis fünf Vorstellungen diese Unbill; endlich, als der Scandal nicht enden wollte, hielt er einst plötzlich in der Mitte eines sehr heiteren Monologs inne, nahm eine ernste, würdevolle Haltung an, trat in's Prosceniun und machte Miene das Publikum zu haranguiren. Plötzliche allgemeine Stille. Herr Michelot sprach: „Une bande de misérables s'est depuis quelques temps conjurée contre moi, qui ai refusé de me

soumettre au tribut honteux, imposé par la claque. Si le publique ne fait pas justice de ce scandale, je me verrai forcé d'abandonner une scène, ou il m'est devenu impossible de me faire entendre;" — und auf seinen vorigen Platz zurückkehrend, nahm er die heitere Unbefangenheit seiner Rolle wieder an, und fuhr im Karakter zu sprechen fort, aus dem er für einen Augenblick getreten war. Doch sprach er nicht lange; ein schallendes: „Bravo! à bas les misérables; les claqueurs à la porte;" füllte lärmend das Haus; die Vorstellung ward unterbrochen; ein heftiger Kampf entspann sich im Parterre, der damit endete, daß die Claqueurs hinausgeworfen, und die Ruhe wieder hergestellt wurde. Am andern Morgen ließ Herr Michelot den Chef der Claque zu sich kommen. „Sie haben gestern eine Lexion erhalten," sagte er ihm, „ich hoffe, sie genügt. Nehmen Sie sich aber in Acht! Wenn einer Ihrer Bande während meiner Scenen nur hustet, oder sich räuspert, so machen Sie, obgleich Sie diese Ehre nicht verdienen, einen Gang mit mir in's Holz von Boulogne." — „Mein Herr, ein Irrthum." — „Schweigen Sie, oder wollen Sie vielleicht auf der Stelle? Sie haben hier nur mich anzuhören, nicht selbst zu reden. Gehen Sie." — Und der arme Schächer

gieng, „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle," um eine Lehre reicher, von dannen. Plötzlich war die Claque von ihrem Husten hergestellt, und das Lustspiel ward in der Folge ohne Unterbrechung gegeben. —

Ich gieng zuweilen an einem Abend in vier verschiedene Theater. Ich löste ein Billet an der Kasse desjenigen, wo das erste Stück mir interessant schien. Nach seiner Vorstellung verkaufte ich mein Billet an der Thür um ein Spottgeld, und gieng in ein anderes Theater, wo ich eine Contremarque unter dem Kassa-Preise kaufte. Hier sah ich ein Stück, machte dasselbe Disconto-Geschäft und besuchte ein drittes und viertes Theater. So kam ich im Winter 1830 einst gegen neun Uhr an die Porte St. Martin; man gab Napoleon in Schönbrunn und St. Helena. Ich kaufte ein Parterre-Billet für 15 Sous; der Verkäufer folgte mir; ich fand einen guten Platz in der Mitte des Saales und setzte mich. — Nach dem ersten Akte wandte sich einer meiner Nachbarn zu mir, und fragte, warum ich nicht applaudire? Verwundert sah ich ihn an, und wiederholte sehr höflich: „erstens weil mir's nicht beliebe, zweitens weil ich nicht wolle, drittens weil ich keine Lust dazu habe." Hierüber setzte er sich in Eifer; er wußte, daß ich das Billet von einem

Claqueur gekauft, und nach seiner Meinung war dessen Inhaber verpflichtet zu klatschen. Ich lachte laut auf, und sagte mit hoher Stimme: „ich habe mein Billet bezahlt, kenne die Rechte und Gesetze der Claque nicht, und bekümmere mich wenig um ihren Trafic honteux; ich bäthe ihn mich nicht mehr zu quästioniren, da ich nur mit einer Ohrfeige antworten würde." Hierauf sprang die sämmtliche Claque auf, und reihte sich um ihren Kameraden; das Publikum des Parterre drängte sich um mich, doch kam es zu keiner Thätlichkeit. Der Claqueur bat mich höflich um meine Adresse, die er sogleich erhielt, und jeder nahm seinen alten Platz ein.

Kaum war der Anschein eines ernsten Auftrittes verschwunden, so ward die Scene in's Scherzhafte gespielt. Aus einem Winkel des Parterres schrie eine Stimme: „Il lui donnera un Soufflet;" ein Anderer erwiederte: „Il n'en donnera pas;" und so gieng's eine Viertelstunde: „Il le battera, il ne le battera pas; il donnera un Soufflet; il n'en donnera pas;" endlich stimmte ein Freiheitsheld die Marseillaise an, und Niemand dachte mehr an die Claque. Nach der Marseillaise stieg ein junger Mann auf eine Bank und improvisirte Freiheits-Verse; das machte gewaltigen Effect; doch bald gieng ihm die Begeisterung aus, die Verse

wurden schlecht, und er selbst ward gepfiffen. Nun hörte er auf und setzte sich; ein Theil des Publikums begehrte, daß er fortfahren sollte; er mochte nicht; und nun erscholl das so beliebte: „il continuera, il ne continuera pas; il chantera, il ne chantera pas;“ dahinein mischte sich eine Stimme, die die vergangene Scene in Erinnerung brachte, mit ihrem: „il le battera,“ und fünfzig Stimmen schrieen: „il ne le battera pas, il chantera; il le battera; il ne chantera pas, il ne le battera pas;“ dazwischen Lachen, Schreien, Zischen, Pfeifen; ich glaubte in einem Tollhause zu sein. Plötzlich gab man durch drei gewichtige Schläge auf den Boden, das Zeichen zum Beginnen des Aktes, und Todtenstille herrschte sofort im Saale.

Ich erwartete den ganzen folgenden Tag den Inhaber meiner Adresse, doch die Pariser Claque schlägt sich nicht anders als mit einer Hand in die andere. —

Eilftes Kapitel.

Gebräuche und Einrichtungen bei'm Théâtre français.

Der Geschäftsgang ist bei den französischen Theatern sehr streng. Ich erwähne hier nur das Théâtre français. Die Stücke des alten, sogenannten klassischen Repertoirs werden nur dann probirt, wenn Veränderungen in der Besetzung der Rollen dies nöthig machen, außerdem ist dies, bei der ungewöhnlichen Vertrautheit dieser Künstler mit den Meisterwerken ihrer Literatur, ganz überflüssig. Bei neuen Stücken jedoch geht man sehr pünktlich zu Werke. Der Dichter reicht sein Manuscript ein; ist es angenommen, so wird es in die Liste der darzustellenden Stücke eingetragen, und die Direktion ist verpflichtet, es der Reihefolge nach binnen einer gewissen Zeit zu geben, widrigenfalls der Verfasser sie gerichtlich belangen kann. Der Autor besetzt sein Stück und ist bei Lese- und Theater-Proben zugegen, woselbst seine Arrangements gewissenhaft befolgt werden; solcher Proben finden sehr viele statt,

oft von einem Stücke dreißig bis vierzig, und es geht dabei etwa wie bei unseren Musikproben zu, d. h. die Darsteller erscheinen mit ihren Rollen und memoriren sie so im Probiren. Diese Einrichtung mag ihr Gutes haben, denn hat der Schauspieler zuvor den Karakter seiner Rolle im Geiste festgestellt, so wirkt es ohne Zweifel vortheilhaft auf das Ensemble, gleich vom Beginn mit der scenischen Einrichtung und dem Spiel der Anderen bekannt zu werden; auch giebt ihm dies eine Sicherheit der Darstellung, die ich bis dahin nie gesehen. So geht es zur Vorstellung, wo der Schauspieler die größte Präcision beobachtet. Ein Nachleser ist zwar da, doch ruft er ihn nicht zu seiner Scene; er ist verpflichtet auf das Stichwort selbst zu achten. Da die Zwischenakte durch ihre Kürze den Gang der Vorstellung nicht hemmen, so unterbleibt auch jede Entfernung von der Bühne, und nie habe ich eine Störung durch Versäumniß gesehen.

Wie das Stück vom Dichter für die Pariser Bühne eingerichtet worden, so wird es im ganzen Reiche unabgeändert gegeben. Es ist nicht wie bei uns, wo jede Bühne sich ihre eigene Ausgabe bildet, wo in Berlin im Don Karlos die Unterredung Philipps mit dem Großinquisitor, in Hamburg die Verschwörungs-Scene Albas und Domingos weg-

fallen, und in Leipzig ein Schluß in Prosa gegeben wurde, in welchem Don Karlos nach seinem König und Vater schießt, ihn fehlt, und sich dann selbst erdolcht. Dieser melodramatische Schluß, gegen den ich damals heftig protestirte, soll, wie man zur Rechtfertigung sagte, von Göthe sein, was ich heute noch nicht glaube. In Frankreich ist das anders; da wird ein und dieselbe Ausgabe im ganzen Lande gegeben; mit einer peinlichen Aengstlichkeit wird die Scenerie des Theaters beobachtet, an welchem das Stück zuerst aufgeführt wurde, und wenn in der Guadeloupe oder in Algèr die Bühne mit Cinna eröffnet wird, so wette ich mein Leben, daß Auguste sich auf einen Lehnsessel links der Scene niederläßt, und Maxime ihm zur Rechten, Cinna auf der entgegengesetzten Seite auf kleineren Stühlen ihren Platz einnehmen. Diese ängstliche Aufmerksamkeit, die oft in Pedanterie übergeht, hat dennoch ihre bedeutenden Vortheile. Erstens lernt die Volksklasse, die sich außer dem Theater wenig oder gar nicht mit der Literatur beschäftigt, die dramatischen Autoren ihrer Nation auf eine würdige Weise, nicht, nach der Laune des jedesmaligen Direktors oder Regisseurs, verstümmelt kennen. Ferner wird der Willkühr der Darsteller dadurch Einhalt gethan, die nach Maaßgabe ihrer Begeisterung oder ihrer

Trägheit, ihres guten oder ungetreuen Gedächtnisses streichen oder hinzufügen was ihnen gefällt; dann aber, und das ist sehr wichtig, wird der Gang der Darstellungen dadurch um ein bedeutendes erleichtert. Wenn in Deutschland ein Schauspieler als Gast auftritt, so muß man die Angst und Arbeit des Souffleurs sehen; hier wird gestrichen, dort ein „bleibt" dem bereits früher Gestrichenen vorgesetzt; diese Verlegenheit geht auf die mitwirkenden Künstler über; der muß eine Stelle, die ihm werth ist, aus Rücksicht für den Gast, der diesen Dialog nicht kennt, auslassen; jener, was noch schlimmer ist, eine ihm unbekannte Stelle hinzulernen u. s. w.; auch betrachte man nur einmal ein Soufflirbuch des Don Karlos, Wallenstein, oder der Räuber; es ist unglaublich, daß der Souffleur nicht beim dritten Worte irre werde, und diese Irrung auf die Darsteller übertrage, was leider! auch nur zu oft statt findet. Und nun gar die scenische Einrichtung! — Es ist ein großer Fehler, wenn Schauspieler sich an die Oertlichkeit des Theaters binden; es soll dem Darsteller völlig gleich sein, ob er rechts oder links, im Vorder- oder Hindergrunde der Scene stehe; den guten Schauspielern ist es auch gleich, und sie vereinigen sich sehr leicht deshalb bei den Proben eines neu zu gebenden

Stückes; demohngeachtet ist nicht zu läugnen, daß selbst auf den erprobtesten Künstler die Routine großen Einfluß hat, und wenn er zwanzig oder dreißig Mal eine Scene auf der rechten Seite oder im Vordergrund des Theaters gespielt hat, es ihn stören muß, sie nun ganz entgegengesetzt durchzuführen. Dies kann auf der französischen Bühne nie der Fall sein. Man kann mir sagen, die Freiheit der Darstellung werde dadurch beengt; ich gebe es zu; aber dieser Nachtheil steht in keinem Verhältniß zu dem oben genannten Nutzen, und wenn die Stücke gleich beim Beginnen so einstudirt werden, so fällt auch dieser Einwurf weg, denn, wie gesagt, die scenische Position muß den guten Schauspieler nicht stören, und der schlechte muß sich, zu eigenem Nutzen, daran gewöhnen. —

Um dem Standpunkt der Darsteller Abwechselung zu geben, ist beim Théâtre français eingeführt, daß in der Regel die auf der Bühne handelnde Person bei jeder Scene, wo ein Mitspielender eintritt, ihren Platz verändert. Ist z. B. Célimène zur R e c h t e n des Clitendre, und dieser wird nach seinem Abgange durch Alceste ersetzt, so nimmt Letzterer den Platz r e c h t s von Célimène ein, die nach seinem Abgange sich wieder in ihre vorige Position stellt, und dem Neu-Eintretenden den Platz

zu ihrer Linken einräumt. Dadurch wird eine gewisse Monotonie der Gruppirung vermieden, die dem Auge sehr wehe thut.

Zu den auffallenden Einrichtungen bei diesem Theater, gehört die der Zwischenakte. Sobald der Schauspieler den Akt schließt, beginnt die Musik, die nicht eher endet, als bis er wieder auf der Bühne erscheint und zu sprechen beginnt. Selbst wenn das Musikstück schon früher schloß, und eine Pause im Orchester entstand, so fällt dasselbe doch wieder ein, sobald der Akt beginnt, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Der Darsteller geht ohne diese Musik nur höchst ungern auf die Bühne, doch genirt sie ihn nicht, denn, will er den Akt beginnen, so tritt er hinaus, und sie bricht plötzlich ab, wäre sie auch mitten im Takte. Diese Einrichtung ist für den Fremden sehr störend. Bei älteren Stücken fällt der Vorhang nie, was bei solchen, die dazu nicht eingerichtet sind, oft lächerliche Effecte erzeugt. Im dritten Akt von „Menschenhaß und Reue," z. B. wo Meinau und Eulalia sich wiedersehen, stürzt Ersterer mit einem Schrei aus dem Zimmer, und Eulalia fällt ohnmächtig den Umstehenden in die Arme. Im Moment, wo diese ihren Schrecken mimisch ausdrücken, fällt der Vorhang, und je schneller das geschieht, desto erschüt-

ternder wirkt die Scene auf den Zuschauer, der nicht Zeit gewann, sich von seiner Ueberraschung zu erholen. In Paris stellt diese Scene einen Garten vor. Da der Vorhang nicht fällt, muß Eulalia die Bühne verlassen; aber wie? — hier sind nur zwei Fälle möglich; sie muß, Meinau nachahmend, von der andern Seite abstürzen, und von den überraschten Zeugen dieses Auftrittes gefolgt werden, was immer ganz gegen die Natur dieser empfindsamen Seele wäre, die unfehlbar diesem Schlage, wenigstens momentan, erliegen muß, andererseits höchst untheatralisch erschiene, da der plötzliche Schrecken mehrerer Personen, vereint mit einem eben so plötzlichen Abstürzen derselben von der Bühne, nur einen komischen Effect erzeugen könnte, — oder sie muß zusammenstürzen und von den Anwesenden abgetragen werden, was wahrer erscheint, aber den Effect in der Geburt erstickt. Durch zwei so große Uebelstände suchen sich die Franzosen folgendermaßen durchzuwinden. Meinau stürzt ab; Eulalia sinkt dem Baron und deren Bruder in die Arme, und wird von ihnen in die nächste Coulisse geschleift. Das alles ist Sache eines Augenblicks. Der alte General, der, die Mitte der Bühne behauptend, sich so im Nu allein auf der Scene befindet, sieht bald rechts bald links um sich, bald Meinau bald Eulalia nach, äußert pantomisch sein Erstaunen und eilt

endlich mit einem komischen Gestus, als wollte er sagen: „daraus werde ein Anderer klug," seiner Familie nach. Der Moment ist höchst komisch und das Beifalllachen unausbleiblich; aber ist das der Zweck des Dichters, ist es der, welchen die Darstellung erzielen soll? — So wird eines alten Herkommens wegen eine Scene komisch, die ihrer Natur nach tief erschütternd wirken sollte, und der innere Zweck der Darstellung wird einem Maschinen-Gebrauche geopfert. — Häufig jedoch, ja mit seltener Ausnahme fast immer, wirkt das Nichtfallen des Vorhanges höchst vortheilhaft auf die Darstellungen. Das Publikum hat nicht Zeit sich zu zerstreuen, die Schauspieler sind genöthigt rasch wieder auf der Scene zu erscheinen, was, ohne besondere Hindernisse, gewöhnlich nach einer Minute geschieht, und der Gang der Vorstellung wird dadurch um ein bedeutendes gefördert. Auch erkaltet der Darsteller nicht, was eine unausbleibliche Folge der langen deutschen Zwischenakte ist. Bei dem raschen Zusammenspiel der Franzosen, bei der Lebendigkeit ihres Vortrages und ihrer Bewegungen, bei ihren kurzen Zwischenakten und ihrer Gabe, sich im Nu umzukleiden, kann man ohne Uebertreibung annehmen, daß ein Lustspiel, wörtlich übersetzt, auf der französischen Bühne ein Drittheil weniger Zeit

erfordert, als auf der unseren. Welch ein Vortheil, zu einer Epoche, wo so viel Unsinn geschrieben wird, dem Publikum nicht Muße zu gönnen, darüber nachzudenken, ihm nicht die Zeit zur Langenweile zu gestatten. — Noch eine Eigenheit der französischen Schauspieler ist, daß sie nicht den ganzen Raum der Bühne benutzen. Sind drei Personen auf der Scene, so nähern sie sich so viel als möglich, und behaupten, daß das dem Spiele Leben und Wärme gebe. Es kann sein; mag aber die Gewohnheit mich täuschen, oder trifft bei mir ein Sprichwort zu, von einem Spiele das großen Raumes bedarf, — genug, ich fühlte mich in dieser Enge beengt, und machte mir so viel Platz als ich nur immer konnte. Für das Lustspiel finde ich jenen Grundsatz ganz gut; das Trauerspiel aber, besonders das antike, in dem alles großartig und erhaben sein soll, scheint mir einen größeren Spielraum zu bedingen, und wäre es auch nur zur Entfaltung der antiken Stellungen.

Zwölftes Kapitel.

Künstlerische Natur.

Die französische Schule der dramatischen Kunst ist ganz vortrefflich; sie ist auf die edelste, einfachste Natur gegründet; nichts, auch nicht die unbedeutendste Kleinigkeit, habe ich in ihr gefunden, das mir nicht für die dramatische Kunst jeder Nation anwendbar schiene, und was überall brauchbar ist, ist sicher gut. Daher glaube ich, entstanden jene großen Künstler, die von jeher das Théâtre français verherrlichten, und ist von ihnen nicht viel mehr als die Traditionen geblieben, so liegt es wohl daran, daß diese Schule vernachlässigt worden, die den Franzosen, wie alles Alte und Ehrwürdige, jetzt ein Gräuel ist. Sie wollen Natur, und man giebt sie ihnen mit Ausnahme des français auf allen Bühnen in Paris ganz nackt und lebendig. Aber Gerechtigkeit und Gnade! welche Natur! Wenn sechs Schauspieler auftreten, so sieht man sechs verschiedene Naturen; nicht, wie der Dichter sie nach den verschiedenen Karakteren

bedingt, sondern wie jedes Individuum die Natur betrachtet, abgesehen von dem künstlerischen Vorwurf, abgesehen von Zeit und Ort und Karakter. Was ich in meinem Vaterlande, das sicher an schönen Talenten nicht arm ist, so schmerzlich vermißte, diese Einheit, dieses Ensemble der Darstellung das nicht dadurch entsteht, daß die Künstler ihre Rollen pünktlich wissen, daß sie, mich eines technischen Ausdruckes zu bedienen, schnell einfallen, daß das Stück rasch und ohne Unterbrechung zu Ende geht, — sondern das lediglich seinen Grund findet in der poetischen Harmonie, in der Leiter, die stufenweis jeden Karakter endlich zum Culminationspunkt führt, in der Vereinigung der einzelnen Personen zu einem poetischen Ganzen, in dem Klima, Zeitalter, Sitten, alles nach Maaßgabe der einzelnen Figuren zu einem vollendeten Bilde sich vereint, — diese Einheit ist verschwunden, und ich fand sie nur noch in einigen älteren Stücken des französischen Repertoirs, in denen die früheren Traditionen sich lebhaft erhalten, und die wie Cabinetsstücke bestehen, unnachgeahmt und unnachahmlich, denn die Schule hat sie erzeugt, und jetzt geht kein Kunstjünger mehr in die Schule.

Auch in Deutschland hörte ich oft über Unnatur in den dramatischen Vorstellungen klagen, und

erst, als mir selbst dieser Vorwurf gemacht wurde, habe ich dem Uebel tiefer nachgeforscht, und glaube es endlich ergründet zu haben. Es ist vorhanden, „denn," sagte der Tanzmeister Mereau zu dem Jüngling Iffland, „das Publikum ist eine schöne Dame, und die hat immer Recht!" — Das Uebel ist also da, denn das Publikum rügt es, aber die Benennung desselben ist falsch. Das thut wenig zur Sache, höre ich sagen, ob es mich unter ein oder anderem Namen langweilt und verletzt! — Ich bitte um Verzeihung, denn diese falsche Benennung hat gerade ein anderes größeres Uebel erzeugt. Ich komme zur Analyse: Unnatur. Es giebt keine Unnatur auf der Bühne; denn die Phantasie des Künstlers, selbst in ihrer höchsten Verirrung, kann nichts so Bizarres erzeugen, daß es in der Natur nicht in höherem Maaßstab vorhanden wäre, und man bilde sich ein Ungeheuer, welcher Art man wolle, man nimmt dazu den Stoff aus der Natur, und nur die Composition gehört dem Künstler. Auf der Scene aber ganz besonders, giebt es nichts Unnatürliches; denn ihr gehört das ganze große Reich der menschlichen Natur an, und alles was sie von Extravaganzen erzeuge, ist Kinderspiel gegen die der Natur selbst; aber unschön kann es sein, und vorzüglich unzeitig. Der kunstnormale Wahn-

sinns-Zustand des Lear wird sicher nicht für unnatürlich gelten, während derselbe Grad des Wahnsinns im Hamlet, oder in Ophelia angebracht, unnatürlich, d. h. aber nur unzeitig erscheint, falsch angewendet an Person, Geschlecht und Karakter. Indem man nun aber stets gegen Unnatur deklamirt, haben die jüngeren Künstler, die den Vorwurf buchstäblich nahmen, ihm am besten zu begegnen gesucht, indem sie die Natur kopirten, wie sie sich ihnen zeigte; dieses, treu nachgeahmt, ist sicher nicht unnatürlich; aber ist es auch nicht unkünstlerisch, nicht unschön? ist diese Alltags-Natur die Form, in die wir poetische Gebilde pressen sollen? und sinken wir auf diese Weise nicht täglich tiefer in den Schlamm des Alltagslebens, das wohl allerdings seine eigene Poesie hat, doch sicher nicht die, welche veredelt und verschönt.

Wird der siegreiche Lauf dieser Straßennatur nicht durch ein gewaltiges Genie gehemmt, so wird man auf den französischen Bühnen bald nur noch Menschen sehen, die sich verkleiden und schminken, und Reden halten, wie sie solche memorirt haben, und Handlungen begehen, wie sie vorgeschrieben sind; da jedoch diese Costüme, Handlungen und Reden der Personen, welche sie vorstellen, in gar keinem Rapport mit der Natur stehen, die sie täglich sehen

und kopiren, so muß daraus natürlich das widersinnigste Gebilde entstehen, das die dramatische Darstellung zu einem leeren Sinnenkitzel herabzieht, und keinen andern Genuß mehr erwecken kann, als den der rein physischen Ueberraschung.

„Geben Sie in Deutschland Racine," fragte mich eines Tages der geistreiche Verfasser der Fragoletta. Ich nannte Phädra. „Ist es möglich," rief Herr de la Touche; „wie kann man dieses langweilige ewige Reden ertragen? Spricht man in der Natur, wie diese Leute sprechen, giebt es Frauen wie diese Phädra, und Könige wie dieser Theseus geschildert sind?" — Das ist zwar wahr, aber wir leben auch nur noch in der Phantasie im schönen Zeitalter des heroischen Alterthums, und freilich kann man den Roi citoyen Louis Philipp nicht schildern, wenn er sich im Königspallaste zu Paris verbarrikadirt, den Volksgarten der Tuillerien mit Laufgräben durchschneidet, und Höfe und Hallen mit Geschütz und Nationalgarden verschanzt, wie Racine seinen Theseus malte, der von dem Tyrannen von Epyrus sagt:

„A ses monstres lui même a servi de pature."
„Den eignen Tigern warf ich ihn zur Speise." —

Armer Schiller! hattest du so wenig Geschmack,

diesen Unsinn mit so vielem Fleiße, so treu deiner Nation wiederzugeben! —

Natur! schreien die Franzosen, Natur! — Herr de la Touche, den eine Reise auf's Land abhielt, meinen Vorstellungen beizuwohnen, bath mich, ihm eine tragische Stelle zu recitiren. Ich sprach die berühmte Ohrfeigen-Scene des Cid. — „Ich bin von der Reinheit Ihrer Aussprache überrascht," sagte er, „das ist französisch; aber es ist nicht hinlänglich natürlich; sprechen Sie wie im gewöhnlichen Leben, ganz ohne Declamation." — Ich bath ihn, dieselbe Scene zu lesen, und machte ihn hernach aufmerksam, ob er nicht fände, daß er noch viel pathetischer gewesen, als ich. „Es ist unmöglich," rief er, „diese widersinnigen Verse natürlich zu sprechen; Prosa thut Noth! Prosa!" — Er bath mich um Recitirung einiger deutschen Verse; ich sprach den Traum Wallensteins; er war hoch erfreut; „das heißt gesprochen; ich verstehe die Worte nicht, aber das ist Natur; das muß gefallen; sprechen Sie so Corneille und Racine, und ich stehe für den Erfolg." „Versetzen Sie," sagte ich, „eine hochleidenschaftliche Scene des Zornes und der Verzweiflung in den ruhigen Pathos des mystischen Vortrages eines Traumes, tauschen Sie die gereimten Alexandriner in ungereimte Jamben, und ich befriedige Sie; nicht an-

ders.“ „Das sehe ich ein,“ rief er; „die verdammten Verse; aber das Deutsche gefällt mir, das ist schön.“ —

Ist hier nicht das alte Sprichwort gerechtfertigt, daß den Leuten gewöhnlich das am besten gefällt, was sie nicht verstehen? — und Herr de la Touche ist ein Gelehrter, ein ausgezeichneter, hochgeachteter Schriftsteller, und im ganzen Sinne des Wortes: de bonne foi.

Die romantischen Franzosen begehren die höchste Prosa im Vortrag der Poesie, und nennen, was sie begehren, Natur und Einfachheit. Daß das nicht geht, sieht jeder, mit dem Wesen der Poesie ein wenig Vertraute, leicht ein, und somit bleibt nur ein Mittel, diesen Vortrag mit der Dichtung in Einklang zu bringen, nämlich diese Letztere zu ihm selbst herabzuziehen; daher sind auch die neueren französischen dramatischen Erzeugnisse größtentheils alles was man will, nur nicht poetisch.

Dreizehntes Kapitel.

Romantisch-dramatische Poesie.

Eines der ausgezeichnetsten dramatischen Talente Frankreichs ist Herr Alexander Dumas. Sein „Henri III.,“ sein „Stockholm et Fontainebleau,“ geben davon sprechende Beweise. In beiden Stücken sind große poetische Schönheiten entfaltet, glänzende Effecte durch die einfachsten Mittel erzeugt. Wenn Christine von Schweden sich den französischen Poeten vorstellen läßt, nach seinem Namen fragt, und auf die Antwort: „Corneille,“ sich erhebt, ihm in edler Einfachheit die Hand zum Kusse reicht, und spricht: „faites-moi l'honneur de me baiser la main;“ — so erzeugt das nicht nur einen allgemeinen lauten Beifall, sondern auch jenes Wohlbehagen im schweigenden Zuschauer, das die bescheidene Hoheit stets unfehlbar erregt. Von demselben Effecte werden viele hochleidenschaftliche Momente gefolgt; daneben sind aber auch viele flache Theater-coups angebracht, die jedoch hier noch nicht so

ausarten, wie in seinen späteren Dichtungen. — Antony, obgleich reich an schönen Gedanken, ist ein wahres Theater-Ungethüm. Das Stück hat zur Basis ein Vorurtheil, das, wenn es wirklich allgemein in der Nation begründet wäre, ihre Civilisation der der Lappländer gleichstellen würde; doch ist dem auch nicht so; kein Mensch bekümmert sich in Frankreich darum, ob ein junger Mann von Talenten und Vermögen ein Bastard sei oder nicht, und giebt es auch noch einige Imbéciles, die dem mit Sorgfalt nachforschen, so ist das doch eine so große Minorität, daß sie der Mühe nicht lohnt ein Stück zu schreiben, wäre es auch ein schlechtes. Nun, dieses Vorurtheil begründet das Drama. Ein junger Bastard, mit den edelsten Gaben des Geistes und Herzens versehen, außerdem noch eine hohe Eigenschaft besitzend, die jetzt in Frankreich viel gilt, d. h. Vermögen, flieht ein junges Mädchen, das er liebt und von dem er geliebt wird, in seiner Geburt ein Hinderniß zur ehelichen Verbindung befürchtend. Der Zufall führt ihn nach einigen Jahren zurück; er findet seine Geliebte vermählt, rettet sie aus einer großen Gefahr, erweckt in ihr die alte Leidenschaft, und beschwört sie, sich zu ergeben. Das weibliche Herz wankt, sagt zu, doch, bald wieder ihrer Pflicht eingedenk, verläßt die Frau

heimlich Paris, um zu ihrem Gemahl nach Straßburg zu eilen, woselbst er in Garnison liegt. Der getäuschte Liebhaber folgt ihr, überflügelt sie, nimmt am Abend auf einer Station alle Pferde in Beschlag, nöthigt sie auf diese Weise daselbst zu übernachten; schlägt später ein Fenster ein, steigt auf die Scene, wo das Geräusch die erschreckte Frau herbeizieht, verstopft ihr den Mund, und zerrt sie gewaltsam in ihr Schlafzimmer. —

Im folgenden Akt trifft man sie Beide in der größten Vertrautheit in den Salons von Paris, wohin sie zurückgekehrt und dem Spotte Preis gegeben sind. Unfähig, dergleichen Schmach zu ertragen, wollen sie fliehen; doch Mutterliebe hält die Frau zurück. Der Bastard folgt ihr spät Abends in ihre Wohnung, sie auf's Neue bestürmend. Da bringt ein vertrauter Diener die Nachricht, daß der gekrönte Gemahl so eben angelangt sei. Schon hört man ihn die Treppe hinanstürmen; die entehrte Geliebte fleht um den Tod. Der Bastard hat das Zimmer verriegelt, und in dem Augenblick, wo der Ehemann es mit Zeugen erstürmt, erdolcht er seine Geliebte, und rettet ihre Ehre mit den Worten: „Elle m'a resisté; je l'ai assassinée."

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß dies Stück mit glühender Einbildungskraft in einzelnen, wahr-

haft schönen Stellen, ausgeschmückt ist; aber rechtfertigt das die Armseligkeit des Stoffes? rechtfertigt das die Gemeinheit der Handlung? rechtfertigt das die Unwahrheit, weil sie Gelegenheit zu schönen Deklamationen giebt? — In welchem Salon von Paris werfen sich die Damen ihre gegenseitigen galanten Abenteuer vor? Wäre das alldort Ton, jede andere Unterhaltung wäre vernichtet. — Vielen Landsleuten bin ich in Herrn Dumas Stücken begegnet. Der spanische Prinz Don Carlos, der zu Weimar das Licht der Welt erblickte, wiederholt, als St. Maigrin verkleidet, im Henry III. die so beliebte Schlüssel- und Brief-Scene mit dem Pagen der Prinzessin Eboli; und die Hauptleute Devroux und Macdonald haben ihre Fahnen verlassen, um unter Christine von Schweden zu Fontainebleau den Marchese Monaldeschi zu ermorden. Herr Alexander Dumas kennt Schiller ganz gut; wenn er fortfährt ihn zu studiren, ist Hoffnung vorhanden, daß er einst den wahren Romantismus begreifen werde.

Die beiden letztgenannten Stücke sind jetzt auf dem Théâtre de la Porte St. Martin gegeben worden, das sich unter der Leitung des Herrn Harel durch eine seltene Thätigkeit auszeichnet. Herr Harel war Direktor des zweiten Théâtre français, des

Odéon, das gegenwärtig geschlossen ist. Er hat das Théâtre de la Porte St. Martin übernommen, und die besseren Mitglieder der beiden Bühnen dort vereinigt. Seit einiger Zeit macht dieses Theater enorme Einnahmen; die des Monats Juni 1832 belief sich auf 157,000 Franken. Die Ursache davon war das Erscheinen eines Stückes, welches ein seltsames Aufsehen in doppelter Beziehung erregte. Es heißt: la Tour de Nesle, ist voll der seltensten Theater-Effecte, größtentheils gut, stellenweis vortrefflich geschrieben, schildert aber Sitten und Karaktere die Schauder erregen, und mich nicht begreifen lassen, wie ein Mann seine Frau, Tochter, Schwester, ja selbst seine Großmutter zum Anschauen solchen Gräuels und Ekels führen kann. Die Heldin des Stückes, Marguerite de Bourgogne, Königin von Frankreich, ist als Mädchen unkeusch und Vatermörderin, läßt, als Mutter, ihre beiden Söhne dem sicheren Tode aussetzen, liefert sich, ehebrecherische Gattin, fremden unbekannten Jünglingen, die sie durch eine alte Duenna an öffentlichen Orten geheimnißvoll einladen, und mit verbundenen Augen in die Tour de Nesle führen läßt, woselbst sie, nach einer bachantisch verlebten Nacht, auf ihren Befehl meuchelmörderisch erdolcht, und dann in die Seine geworfen werden; auf diese Weise treibt sie,

wiewohl unbewußt, Blutschande mit dem einen Sohn, und schließt das Stück mit der Ermordung des andern. — Hier ist der Romantismus in seiner ganzen Wuth losgelassen; das Publikum schreit: „gräßlich, aber schön!" und der Kassier — „157,000 Franken in einem Monat!" —

Aber auch auf andere Weise ist dieses Stück interessant. Der Theaterzettel fügte seinem Titel die Namen der Autoren bei, mit einem: Herr †††, und Herr Gaillardet. Nun kannte Niemand Herrn Gaillardet, und Herr trois croix konnte Jedermann sein. Doch wurde das Geheimniß bald lauter. Herr Gaillardet warf zuerst den Fehdehandschuh hin; klagte in den Journalen über Beeinträchtigung, zwang seinen Gegner auf diese Weise zur Antwort, und so trat endlich aus der Anonymität Herr Alexander Dumas hervor, und repräsentirte die trois croix, die ihn bisher repräsentirt hatten. Hier so viel, als Herr Harel über den Hergang der Sache mir selbst mittheilte.

Herr Gaillardet hatte sein Stück dem Theater zum Lesen übergeben, und gieng auf's Land. Der Direktor, Herr Harel fand den Zuschnitt (la charpente) gut, viele Effecte blendend, doch schien es ihm ohnmöglich, es so, wie es war, darzustellen. Er gab es an Herrn Jules Janin, einem ausgezeichneten Schriftsteller,

dessen l'âne mort et la femme guillotinée namentlich ein ungewöhnliches Aufsehen erregt hatten. Herr Janin befaßte sich mit dem Stücke, und schrieb das zweite Tableau des ersten Aktes, welches in der That große Schönheiten enthält, wollte dann aber nichts mehr davon wissen, gab es dem Direktor zurück, und erschien nicht weiter in dieser Angelegenheit. Nun gab Herr Harel das Drama an Herrn Alexander Dumas; der beschäftigte sich ernstlich damit, und übergab es der Bühne so, wie es später dargestellt wurde. Herr Gaillardet kam inzwischen vom Lande zurück, und wohnte der General-Probe seines Werkes bei. Ganz erstaunt äußerte er nun, daß er sein Stück nicht wiedererkenne, daß das, was vorgestellt würde, gar nicht das sei, was er gewollt, u. s. w. Inzwischen wurde das Stück gegeben, und machte Furore. Nun war er mit dem Gewande, das man um die Blößen seines Kindes gehängt, ganz zufrieden, griff aber öffentlich den Direktor an, daß er Herrn ††† vor seinen Namen als Autor auf dem Theaterzettel angeführt habe, beschwerte sich ferner, daß man ihm einen Collaberateur aufgedrungen, und daß er mit ihm die Früchte seiner Arbeit theilen müsse. Auf die Entgegnung des Direktors verletzte Herr Gaillardet die Anonymität; ließ ein Schreiben des Herrn Dumas an ihn ab-

drucken, in welchem derselbe ihm angezeigt hatte, daß er sein Stück gelesen, kleine unbedeutende Aenderungen vorgenommen, daß er ihm indessen den Ruhm der Arbeit gern überlasse, indem es ihm zum Vergnügen gereiche, jungen Autoren in ihrer Laufbahn nützlich zu sein. Hierauf sich stützend, begehrte Herr Gaillardet, allein auf dem Zettel zu stehen, und allein die Autor-Rechte zu genießen. Vor dem Publikum in ein ganz falsches Licht gestellt, erklärte nun Herr Dumas öffentlich, daß er diesen Brief allerdings an seinen Anschuldiger geschrieben, daß er ihm auch gerne den Ruhm des Erfolges überlasse, jedoch Zeit und Arbeit hinsichtlich des pecuniären Ertrages nicht verlieren könne. Was die leichten Aenderungen betreffe, deren er in jenem Schreiben erwähnt, so hätte diese Aeußerung nur zu seiner Aufmunterung dienen sollen; in der That aber sei von dem dargestellten Stücke nichts als der Entwurf das Eigenthum des Herrn Gaillardet, denn er, Dumas, habe das Stück gelesen, und nach dem Plan desselben, das jetzt vorhandene geschrieben; als Beweis dessen führe er das wirkliche Manuscript des Herrn Gaillardet an, das sich noch jetzt unbenutzt im Schreibtische des Herrn Harel befinde. Da die Partheien auf diese Weise sich nicht einigen konnten, so schritt man vor die

Tribunale, und das Gericht erkannte Herrn Dumas einen Antheil am droit d'auteur zu, jedoch verfügte es, daß der Name des Herrn Gaillardet vor dem Herrn ††† auf die Affiche gestellt werden sollte. — So endete dieser Rechtsstreit, der den Reiz der Neuheit der betreffenden Pièce nicht wenig erhöht hatte. —

Vierzehntes Kapitel.

Dramatische Fabrikation.

Dies führt mich auf die Art und Weise, wie in Paris die Stücke fabricirt werden, denn mit wenigen Ausnahmen ist es wirklich ein dramatisches Fabriciren. Der Eine liefert den Flachs, der Andere spinnt, der Dritte webt, und ist das Tischtuch fertig, so weiß Keiner genau, auf welchen Flecken er sein Couvert, als auf eigenen Grund und Boden, setzen darf. Aber das kümmert sie auch nicht, genug, daß sie Alle in Gemeinschaft davon essen. — Ein junger Autor trifft einen anderen im Kaffeehause. „Ich habe einen herrlichen Stoff zu einem Vaudeville." Ehe er seine demie-tasse geleert, ist die Geistesgeburt beschrieben und getauft. „Das Ding gefällt mir," sagt der Andere, indem er ein petit-verre hinunter gießt, „ich mache den Dialog." „Und ich," ruft ein Dritter, der beim Zuhören den Courier français gelesen, „ich nehme es über mich die Couplets zu liefern." So geht man nach Hause,

das Stück wandert von Hand zu Hand, in drei bis vier Tagen ist es fertig, und trägt leicht jedem Collaborateur drei bis vier Tausend Franken ein. Diese Art sich zu bereichern, ist einzig; auch giebt es kein glücklicheres Wesen auf der Welt, als einen accreditirten französischen Bühnendichter. Herr Scribe beklagte sich im vergangenen Jahre gegen einen meiner Bekannten. „Die Politik tödtet Alles, ich fühle es hart; sind bereits sieben Monate des Jahres verstrichen, und ich habe noch nicht volle 16,000 Franken eingenommen." — Sollte man nicht den armen Hungerleider bedauern? und dabei besitzt er 40,000 Franken Renten, und dabei ist er noch lange kein französischer Kotzebue, und dabei erinnere man sich, was der deutsche Kotzebue gewann, dem die Politik auch schadete, und dem sie noch obenein das Leben gekostet hat. Nun ist es wahr, Herr Scribe schreibt viel, und schreibt theilweise vortreffliche Sachen; besonders in Deutschland, wo man überhaupt nicht so schnell arbeitet, muß die Fluth seiner Stücke Staunen erregen; das ist aber nicht so arg, und mit zwei Worten erklärt. Herr Scribe schreibt, wie gesagt, viel, aber das meiste, was unter seinem Namen erscheint, ist nicht von ihm. Er ist ein guter Schriftsteller, aber ein noch besserer Geschäftsmann. So hat er z. B. einen Contract mit dem Théâtre

Gymnase dramatique gemacht, (ci-devant Théâtre madame) dem gemäß er verpflichtet ist, eine gewisse Anzahl Stücke im Jahre zu liefern; das Theter selbst aber ist gehalten, nur Stücke von ihm zu geben; hiedurch sind die jungen Dichter, die ihre Pièçen an diesem Theater aufführen wollen, genöthigt, sich an Herrn Scribe zu wenden, der sie ließt, hie und da ändert und verbessert, und unter seinem Namen mit Herr N. N. aufführen läßt. So kommen die jungen Dichterwerke zur Darstellung, das Publikum wird durch Scribe's Namen angezogen, die Direction hat stets neue Stücke seines Lieblings und er selbst hat stets Geld.

„Le pauvre homme.“

(Molière.)

Die obenangeführte Art, Stücke zu schreiben, verdient doch wohl in der That den Namen Fabrikation! daher kommt es, daß die Franzosen so viel schreiben, und darunter so wenig Gediegenes. Spricht sich hier der National-Karakter nicht wieder deutlich aus? Ehe der Deutsche den Plan zu einem Stücke entwirft, ist das des Franzosen fertig. Es ist leicht, oberflächlich! — aber es ist da! Mit Unrecht klagt man über die Armuth der deutschen Literatur! Ich bin überzeugt, es sind große Sachen im Werk und Werden; tief gedacht, schön empfun-

den, voll Kraft und Größe, — aber sie werden leider! nicht fertig. Das Wesen des Franzosen ist sinnliches Leben; er weiß, daß das gewöhnliche Menschenalter etwa auf die siebenzig Jahre geht; er will daher seine Jugend genießen. Wir Deutschen arbeiten stets nur für das Alter, das wenig Freuden bietet, und sterben in der Regel ehe wir an diese alten Freuden gelangen. Es mag Jeder in seiner Art Recht haben; ein Factum aber ist es, daß der Franzose mehr genießt; er greift zu, wo er eine Freude findet, und grübelt nicht. Ein neues Gilet mit blanken Knöpfen macht ihm drei Tage Freude, dann wirft er es weg; wir forschen nach, wie die Knöpfe gemacht worden sind, und zerbrechen uns den Kopf, wie der erste Knopfmacher geheißen; darüber legen wir das Gilet bei Seite, und wenn wir endlich mit unseren Studien zu Ende sind, und mit uns selbst einig, das Gilet anlegen — so ist es aus der Mode! —

Dem Franzosen ist alles Grübeln verhaßt. Menschenhaß und Reue entzückt ihn; er lacht und weint, und hat begriffen und genossen; Wallenstein ist ihm zu metaphysisch. „Qui diable peut voir encore Mahomet; c'est trop métaphysique!“ Partheiwuth wäre nicht übel; aber es ist ganz contre-révolutionaire; und dann ist es zu metaphy-

fisch. Guter Ziegler! das hat Dir wohl nie geträumt! Dein: „man kann die Tugendhaften in Fesseln schlagen, aber die Tugend nicht,“ u. s. w., das nennen die Franzosen methaphysisch.

Das Theater in Frankreich muß aufhören, einen vortheilhaften Einfluß auf die Nation zu üben. Man will nichts als Neues; der größte Theil dieses Neuen ist geistlos; was kann seine Wirkung seyn? Ueber alle dem ist der Dichter gebunden. Das Beifall spendende Publikum besteht aus jungen Leuten; das wäre gar kein Uebel, denn im Grunde hat die Jugend überall einen sehr richtigen Takt, und was ihr an Erfahrung abgeht, ersetzt ein lebhaftes Gefühl. Irrt sie auch oft im Schicklichen, das Gebiet des Alters und der Damen, im Großen, Edeln, Erhabenen irrt sie sicher nicht. Aber in Frankreich herrscht hierin ein Uebelstand, besonders in Paris. Hier ist bei den jungen Leuten alles Politik, bis auf das Band des Hutes, bis auf die Umschläge an der Robespierre-Weste. Diese Jugend nun ist liberal; mit wenigen Ausnahmen, sonst wäre das Unglück noch größer, heißt dieser Jugend Liberalität: heftige Opposition. Ein Ministerium mit Füßen treten, ist schon drei Viertheil Succéß. Jetzt wage aber ein Autor der Legitimität das Wort zu reden, jetzt wage er es, ge-

gen die Republik zu eifern, gegen die unreifen Ansichten einer leidenschaftlichen, wiewohl hochpatriotischen Jugend —

„Er würde nur sein Stück zum sichern Falle tragen.“ —

Dabei ist diese Jugend eitel, eitel bis zum Lächerlichen; abgedroschene Phrasen versetzen sie noch zum fünfzigsten Male in Enthusiasmus. Ich bin oft erröthet, daß ein Dichter es wagt, einem Publikum solche Schmeicheleien zu sagen, daß ein Publikum sie hört, ohne zu erröthen, daß es sie applaudirt, als würde es von einer Neuheit überrascht. Wer in der Welt spricht den Franzosen Edelsinn ab? wer zweifelt an ihrem Muthe? ihre Entschlossenheit und Thatkraft hat die Welt von der Seine bis zur Moskowa mit Staunen erfüllt; ihre Feinde erkennen ihren Werth, und ihr herbes Unglück hat der Lorbeerkrone ihres Ruhmes auch nicht ein Blatt entrissen. Nun kann man aber nicht zwei Stunden im Theater ein neues Stück ansehen, ohne zwanzig Mal das zu hören, was man weiß, ohne Ströme von Lobhudeleien von der Bühne herab in's Parterre fluthen zu sehen. Das heißt nicht mehr Weihrauch streuen, das heißt den Weihkessel dem Publikum in's Antlitz schleudern, und auf Kosten seiner Eigenliebe, der, oft sehr schwachen Dichtung, einige Klatschsalven erjagen.

Solches Treiben ist einer großen Nation unwürdig, und wäre ich Franzose, ich hätte oft mitten in diesen Beifalls-Wahnsinn einen derben Vernunfts-Pfiff gethan. Diese Politik-Wuth führt oft bis zum Allerlächerlichsten. Man giebt ein Vaudeville: Herr A, Schneidergeselle, liebt Demoiselle B, Tochter eines Charcutier's, Herr C, petit épicier de la rue St. Dénis trägt über Herrn A, den Schneider, bei der Mutter den Sieg davon. Der Schneider entführt die Tochter des Charcutier's, Herr D, Eseltreiber, begegnet den Flüchtigen, führt sie zurück, versöhnt die Eltern mit den Liebenden, und vereint diese. Jetzt ist das Finale. Alle Vier stehen auf der Scene; man hat nichts mehr zu sagen, und die Sache könnte ganz vernünftig zu Ende gehen; ei, Gott bewahre! der Vorhang darf nicht fallen ohne Schluß-Couplets, und in diesen muß Herr A, der Schneider, Anspielungen machen auf Paskowitsch und die Knute der Russen, Demoiselle B, auf den Muth und die Liebenswürdigkeit der Franzosen, Herr C, auf die gefangenen Minister in Ham, und Herr D, der Eseltreiber, auf die Ignoranz des herrschenden Ministeriums. Selbst zugegeben, daß, was sie sagen, gut und wahr sei, so sieht doch jedes Kind ein, daß es, was Ort und Handlung und Charakter betrifft, etwa paßt, wie die Faust auf's Auge.

Als ich dergleichen Unsinn zum ersten Mal in den Nouveautès sah, glaubte ich durch den Klang der fremden Sprache, besonders unter der Musik mich geirrt zu haben; mein Nachbar jedoch erklärte mir, das sei jetzt Ton; nun meinte ich in einem Tollhause zu sein, und da hatte ich wahrlich nicht geirrt.

Fünfzehntes Kapitel.

Göthe im Théâtre du Panthéon.

Diese leidige Politik-Wuth erstreckt sich aber weiter; sie geht in die tragische Kunst über und verdirbt vollends das Wenige, was noch zu verderben wäre. Vor Kurzem kündigte das winzig kleine Théâtre du Panthéon zum ersten Male den Grafen Egmont an. Ich begab mich mit zwei Damen dahin. Das Haus war zum brechen voll, und nur durch die Gefälligkeit des Dichters, Herrn Riquier, der eine meiner Damen kannte, erhielten wir noch anständige Plätze. Die Scene eröffnete sich; es war Sitzung beim Herzog Alba. Graf Egmont schleuderte Freiheits-Bomben in's Parterre. Dieser Akt, der mit französischer Metaphysik anfieng, schloß auch mit ihr. Im zweiten Akt verheirathet ein Citoyen-Patriot seine Tochter Klara mit Egmont; was dieser noch an Freiheitsphrasen übrig ließ, schien jener zu erschöpfen. Das war die Handlung des zweiten Akts. Im dritten: Unterredung

Alba's mit Egmont. Ich hatte mich geirrt. Was ich bisher gehört, war nichts gegen den Freiheits-Enthusiasmus dieses dritten Akts. Die Freiheit füllte ihn ganz bis an's Ende, wo Egmont gefangen wird. Den vierten Akt eröffnet Egmont im Kerker mit einem Freiheits-Monologe; da bricht das Volk in den Thurm; große Freiheits-Haranguen; Egmont stellt sich an die Spitze der Bürger, und führt sie zum Kampfe. Im fünften Akte Freiheitskämpfe und Freiheitsreden. Egmont geht in's Gefecht. Seine Gattin begeistert das Volk durch Freiheitsverse, entrollt die Freiheitsfahne und stürzt sich an seiner Spitze in die Freiheitsschlacht. Alba erscheint mit seinen Söldnern. Die Bürger fliehen, die Freiheitskämpfer werden geschlagen, Egmont gefangen, sein Schwiegervater getödtet. Klara stürzt sich in seine Arme, will mit ihm für die Freiheit sterben; man trennt sie, Egmont besteigt das Blutgerüst und der Henker greift nach dem Beile. — Jedermann erhob sich zum Gehen; denn man sollte meinen, wenn der Henker das Beil ergreift, so muß der Redner schweigen; bewahre! Egmond schwieg nicht; c'était plus fort que lui; meine Damen mußten sich auf's Neue setzen, und einen mächtig langen Freiheitsdiscurs anhören, der vielleicht noch währte, hätte der Henker, dem die Zeit

lang wurde, was Jedermann begreiflich fand, ihm nicht vor den Augen des Publikums scheinbar den Kopf abgeschlagen.

Ein Bekannter, ein Franzose, den ich zweimal während der Vorstellung im tiefsten Schlafe überraschte, und der seiner Frau etwas von dem Stücke erzählen wollte, frug mich, was ich von demselben hielte? „Cela n'est pas une pièce,“ gab ich zur Antwort, „c'est un discours d'un membre de l'extrême gauche, mis en vers.“ — Es müsse doch etwas daran sein, meinte er, da ihn der wüthende Jubel mehrmals aus dem Schlafe gestört; und in der That habe ich nie in Paris einen ähnlichen gehört, selbst nicht bei einer Vorstellung der Madame Malibran; nie in Berlin, selbst nicht in einer Rolle der vergötterten Sonntag. Ich war starr vor Staunen.

Doch dieses Uebermaaß des Staunens wich am folgenden Morgen vor einem weit größern, und zwar bevor ich mein Zimmer verließ. Man brachte mir die Journale. Da stands klar: das Stück war nach dem deutschen des Göthe. Ich habe nie diesen Egmont in deutscher Sprache gekannt, nie einen Göthe gekannt, der diesen Egmont geschrieben.

Sechzehntes Kapitel.

Politische Meinungen.

Ganz eigenthümlich ist das Treiben der Pariser Jugend. Wer von ihr mit einigen natürlichen Anlagen etwas Vermögen verbindet, studirt die Jurisprudenz, denn das ist die Staffel, die jetzt in Frankreich zum Höchsten führt. Außer den bestimmten Lehrstunden findet man sie fast stets in den Cabinets litéraires, Orte, wo alle nur vorhandenen Journale, nebst einer auserlesenen Bibliothek ihr zu Gebote stehen. Diese Cabinets bleiben bis 10 Uhr Abends geöffnet, und das Entrée kostet monatlich 5 bis 6 Franken. Hier sieht man sie in langen Reihen an Tischen sitzen, und arbeiten oder Journale lesen; letzteres verdient im eigentlichen Sinne des Wortes auswendig lernen genannt zu werden, denn, wie ihre Studien ihr nur einen Moment der Ruhe gönnen, sieht man sie über der Unzahl von Blättern schwitzen, und um ja nichts zu vergessen, repetirt sie unter sich, was jeder von

ihr gelernt; denn ein anderes Wort als Politik hört man von ihr selten; über ihren Stand und dessen Studien werden nur wenig Worte gewechselt. Ich habe sehr lange in einem Hotel gewohnt, im pays latin, Faubourg St. Germain, dessen liebenswürdige junge Wirthin und die dort hausende Jugend mich ungemein anzogen; es waren daselbst Studirende fast aller Fakultäten; nicht drei Mal erinnere ich mich, den Code nennen gehört zu haben; nur durch die Cholera lernte ich die Mediciner kennen; stets Politik, nichts als Politik; und welche Politik. Da hörte ich viel von einem Programm de l'hôtel de ville, das nie existirt; da lernte ich, daß Robespierre ein vortrefflicher Citoyen gewesen, der, uneigennützig bis zum Tod, arm gestorben sei; als ob, kein Dieb sein, alle Bürgertugenden in sich schlösse; da sollte mir's klar werden, daß Frankreich im Frieden unglücklich sei, denn ihm sei wohler im Elend, mais avec un peu de gloire. Auf einer Reise in die Provinz lernte ich nun zwar andere Meinungen kennen; da begehrten die Leute Verringerung der Abgaben und que le commerce marche! Ich brachte diese Provinzial-Ansichten in das Quartier latin, aber meine neuen Lehrer in der Politik behaupteten, wenn auch der Krieg die Abgaben vermehre, so sei das nur momentan; der

Sieg mache alles gut; was den Handel betreffe, so sei ihm Krieg nöthig, denn nur der Krieg könne einen dauernden Frieden erzeugen. Ich bemühte mich, sie aufmerksam zu machen, daß wir ja schon Frieden hätten, und wie Pyrrhus, nicht nach einem Glück zu jagen brauchten, das wir schon besäßen; doch davon wollten sie nichts hören, denn der Sieg war ihnen gewiß; umsonst machte ich sie auf die wehrhafte Macht der Ausländer aufmerksam; umsonst auf den Zwiespalt der Partheien im Innern; die bewaffneten Fremden waren ihnen Beweise eines nahen Angriffs, dem durch eine schnelle Kriegserklärung vorgebeugt werden müsse; und was den Zwiespalt im Innern betreffe, so reihe sich, wenn es Besiegung des Fremden gälte, ganz Frankreich um die dreifarbige Fahne. Vergebens erinnerte ich sie, daß 1815 der ganze Süden Frankreichs knieend vor den Altären gelegen, und um Sieg der Verbündeten gegen die Heere Napoleons gefleht habe; — das waren ihnen Karlisten, die jetzt besiegt seien, und nicht mehr zu fürchten; die Aufstände in der Vendee galten ihnen ebenfalls wenig, und die Emeuten in Paris waren großentheils vom Gouvernement selbst angefacht; ein Krieg vereine Alles, bringe Leben in das tägliche Getreibe, fremdes Geld in's Land, Freiheit nach Außen; stürze ein Ausbruch im

Innern das Haus Orleans vom Thron, und setze einen Präsidenten der Republik ein, desto besser; würfe die See, unerwarteter Weise, die älteren Bourbons noch einmal an's Land — nun, man sei unter Charles X. glücklicher gewesen als jetzt, und un mal pour l'autre, sei es noch besser, daß das Geld des Landes in die Kisten des Adels und der Geistlichkeit wandere, als in die Bank von London oder der vereinigten Staaten. —

Der alte Adel und die Geistlichkeit sprechen anders; ihnen ist Thron und Altar Alles; von den Renten, die man nebenbei ziehen würde, spricht man nicht; das Beste behält man geheim für sich. Was der alte Adel thun kann, den Wohlstand des Landes im Fortschreiten zu hemmen, thut er redlich: diese Einfachheit, diese Einschränkung sah der Faubourg St. Germain seit lange nicht. Das meiste Geld, das von ihm circulirte, erblickte man in den Emeuten; zum Wohl des Landes giebt er nicht mehr aus, als sein eigenes Bedürfniß nothwendig erheischt.

Die große Majorität Frankreichs, die, wie überall, der Mittelstand bildet, ist jedoch für das bestehende Regiment; nicht als ob es an Klagen und Beschwerden mangele, doch werden diese von dem Wunsche, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und der

Anarchie vorzubeugen, bei weitem aufgewogen. Daher diese Massen von Nationalgarden auf den ersten Appell; daher der Entschluß, lieber beim nächsten Anlaß französisches Blut zu vergießen, als es später in Strömen fließen zu sehen.

So ist die Ruhe im Innern ziemlich gesichert, und genießt es einen dauernden Frieden, so ist und bleibt Frankreich das glücklichste Land Europa's; von der Natur mit so edlen und nützlichen Produkten begabt, einer der schönsten geographischen Lagen sich erfreuend, unter einem heitern Himmel gelegen, mit der liberalsten Verfassung gesegnet, muß dieses Land,

„das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,"

sich in kurzem von seinen herben Verlusten erholen, und hat, nach mir, sein Schicksal in eigener Hand. Könnte dieser immer neu auflodernde Factionsgeist erlöschen, könnte dem leicht beweglichen Sinne seiner Bewohner ein Attinghausen fruchtbringend zurufen: „Seid einig, einig, einig!" so würde dieses schöne Land blühend und gedeihend, von Außen geachtet, im Innern fest und ruhig, eines der glücklichsten Länder seyn. —

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Emeute.

An einem Septemberabend 1831 saß ich gemächlich im Théâtre français, und sah zum dreizehnten Male die geistreiche Vorstellung des Tartüffe. Nach Beendigung des Lustspiels gieng ich über den Corridor nach dem Foyer, als plötzlich ein dumpfes, vielstimmiges Gebrause zu meinen Ohren drang. Ich eilte hinab auf die Straße, und sah mehrere hundert junge Leute im wüthenden Tumult aus dem Palais-royal ziehen, und donnernd die Losungsworte schreien: „Vengeance de Warsowie! à bas le ministère! à bas Sébastiani! à l'hôtel de l'éxtérieur!“ und so zog der wüthende Troß die rue richelieu hinab, über den place Vendome, nach dem Boulevard Madelaine, wo im Nu das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit Steinwürfen begrüßt, die Fenster und deren Läden in Trümmer geworfen, und Anstalt gemacht wurde, es mit Sturm zu nehmen. Durch die zerschlage-

nen Fensterbögen der Conciergerie erblickte man bewaffnete Macht, die im Hofe stand, und bald ausmarschirte, um die Façade des Hotels zu decken. Gewehr im Arm marschirten die Truppen aus dem Thorwege, und, das Volk von der rechten Seite zurückdrängend, besetzten sie die Mauer. Doch im nächsten Augenblick waren sie von den jungen Leuten auf drei Seiten eng gegen die Mauer gedrückt, und wurden stürmisch aufgefodert, die Bajonette von den Gewehren zu ziehen. Nach der Versicherung des Offiziers, daß seine Stellung eine rein defensive sei, und er nichts als den Angriff des Hotels verhindern werde, erfolgte die Gegenversicherung, daß man keine hostilen Absichten auf das Militair habe, auch das Ministerium nicht weiter stürmen wolle, nur verlange man, daß das Militär dieser drohenden Stellung entsage. Der Commandirende ließ hierauf die Bajonette abnehmen und Gewehr an Fuß setzen, worauf ein tausendstimmiges: vive la ligne, elle ne tire pas sur le peuple, die Luft erfüllte; man drängte sich zu dem Offizier und seinen Truppen, umarmte sie, drückte ihnen die Hände, und war urplötzlich im schönsten Einverständniß. Bald darauf zog ein junger Mann die Masse in die Mitte des Boulevards, stieg auf einen Stein und hielt eine Anrede, wovon ich nur einen

kleinen Theil verstand, da der Tumult zu groß war. Er ermahnte sie zu biederem Volkssinn, zur Rache für ihre geschlachteten Brüder an der Weichsel. „Dans chaque Polonais,“ rief er aus, „nous venons de perdre un héros français.“ Zugleich ermahnte er sie, sich ruhig zu verhalten, bis eine größere Streitkraft versammelt wäre; „nous reviendrons plus fort,“ rief er; „aux Faubourgs! déchainons les lions de la révolution,“ und sich an ihre Spitze stellend, drang er in die rue Godot montroi, um die Vorstädte zu gewinnen. Die meisten folgten; der kleine Rest zog den Boulevard in die Höhe, wo ihnen an der rue richelieu der Weg durch eine Compagnie Dragoner gesperrt wurde; ein Hagel von Steinen und abgebrochenen Baumzweigen begrüßte und verscheuchte diese in wenigen Minuten; die Dragoner zogen sich gestreckten Trabes in die rue richelieu zurück, und stellten sich an der Ecke Feydeau, ohnweit der Börse auf. Inzwischen hatte sich der Volkshaufe verlaufen; er bestand etwa noch aus 15 bis 20 Personen; ich folgte ihnen und sah sie plötzlich auf dem Boulevard bonne nouvelle vor dem Laden eines Waffenschmieds halten, und mit diesem lebhaft unterhandeln. Ich trat näher; mehrere junge Leute begehrten Waffen; der Eigenthümer verweigerte solche unter den lebhafte-

sten Vorstellungen; man drängte sich näher, zerbrach dadurch einige Scheiben, und machte Miene, sich der Büchsen gewaltsam zu bemächtigen. In diesem Augenblick traten zwei junge Leute in die Ladenthür, und währten ihre Gefährten von der gewaltsamen Handlung. Sie schilderten ihnen ihre Schwäche, den Mangel an Pulver und Blei, und die Besorgniß, morgen in den Journalen als Diebe und Räuber geschildert zu werden. — Diese Ermahnung that die gehoffte Wirkung, man wollte sich entfernen, als plötzlich eine Horde Sergents de ville aus der nächsten Straße oder den angränzenden Häusern debouchirte, und sich, die blanken Degen in der Hand, auf die unbewehrte Masse stürzte. Ueberrascht, zerstreuten sich die jungen Leute, und flohen den Boulevard hinan; plötzlich fühlte ich einen heftigen Schlag im Rücken, wie den Eindruck eines Steinwurfs; ich blickte zurück und sah in diesem Augenblick einen jungen Mann von einem Degenstoß durchbohrt, dicht neben mir niederstürzen. Dieser Anblick belebte meinen Rückzug mit einiger Hast, als ich einen neuen Trupp Sergents de ville von der entgegengesetzten Seite auf mich zustürzen sah. Von vorn und rückwärts von diesen modernen Gensdarmen bedroht, verließ ich die Allee, und warf mich links auf den Fahrweg, wo zu meinem

Glücke gerade ein Fiaker in seinem ewiggemüthlichen Trabe vorüberzog. Ohne mich an den Kutscher zu wenden, öffnete ich den Schlag und schwang mich mit einem Sprunge in den Wagen. Ein durchdringender Schrei empfieng mich; es war der Schreckenslaut einer jungen, sehr schönen Dame, welche mit Entsetzen bei meinem plötzlichen Ueberfall sich in die andere Ecke des Wagens drückte. Ich bath sie, sich zu beruhigen, sprach sie um Gastfreundschaft in ihrem Wagen gegen die mich umgebende Gefahr an, und stellte meine Sicherheit unter ihre Aegide. Meine wirklich gefährliche Lage von der sie Zeugin war, mochte sie rühren; sie, die sich schnell von ihrem Schrecken erholt hatte, beruhigte auch mich, und zeigte sich bald im Verlauf des Gespräches so liebenswerth, daß ich den Unfall segnete, der mich in diese Freistätte geführt hatte. Ich bedauerte, ihr nicht in edleren, feineren Ausdrücken meinen Dank abstatten zu können, und klagte bitter, nicht ihr Landsmann zu sein; doch war ich wohl nie ungerechter; mein Accent leistete mir treffliche Dienste; auf die Frage, woher ich sei, erwiderte ich: von der polnisch-preußischen Gränze, wohin ich in einigen Tagen zurückzukehren gedächte. Nun sind die Polen in Paris sehr geliebt, und die preußische Gränze ist hinlänglich von der Seine

entfernt, um ihrem Ueberschreiter ein süßes Geheimniß anzuvertrauen, das dem Landsmanne wahrscheinlich ewig unbekannt geblieben wäre. Den heftigen Ausbrüchen meines innigsten Dankes, folgte bald das dringende Gesuch um Nennung ihres Namens und Wohnorts; doch ein strenges Weigern, die ernste Bitte, sie sofort zu verlassen, war die ganze Antwort, wozu sich alsbald der Vorwurf der Ungroßmüthigkeit gesellte, sie nach allem, was sie für mich gethan, durch Indiscretion zu bestrafen. Konnte ich den Thränen derer widerstehen, die meinen Bitten gewichen? Ich beruhigte sie durch das heilige Versprechen, nie diesen Vorwurf zu verdienen, drückte sie heftig in die Arme, einen Kuß auf ihre Lippen, und sprang aus dem Wagen wie ich hineingesprungen, von dem Kutscher ungesehen und unbemerkt.

Achtzehntes Kapitel.

Rhetorischer Versuch.

Der süßesten Erinnerungen voll, kehrte ich langsam über den Boulevard zurück. Plötzlich hemmte eine Masse versammelten Volkes meinen Schritt. Ich mache mir Bahn, dringe in ein Caffée, und finde dort auf einem Tische ausgestreckt den unglücklichen jungen Mann, der an meiner Seite gefallen, der den Degenstoß empfangen, der vielleicht mir bestimmt war. Vergeblich verschwendete man alle Sorgfalt, den Strom des Blutes zu hemmen; vergebens versuchte man, ihn an einen passenderen Ort zu bringen; das, alle Eingänge forcirende Volk vereitelte dies Bemühen; racheschnaubend und brüllend drängte es herein, um das, von den Sergents de ville geschlachtete Opfer zu schauen; der Tumult wuchs von Minute zu Minute; das Volk stürmte näher; Fenster, Thüren, Stühle brachen unter seinem wüthenden Andrange; das Zimmer war gepfropft voll; die Luft von der Menschen-

masse, dem brennenden Oel und den Kerzen verderbt; Geheul und Fluchen, Thränen der Weiber, Rachegeschrei des Volks — dem Verwundeten schwanden die Sinne. Diese Gelegenheit benutzte ich zu einer Prüfung meiner Studien in der Beredsamkeit. Ich schwang mich auf den Tisch, zeigte auf den im Blute schwimmenden Körper, der sinnberaubt zu meinen Füßen lag; beschwur sie, allen Rachegedanken jetzt zu entsagen, und einzig dem schönen Gefühl der Menschlichkeit zu huldigen; ich schilderte ihnen die Gefahr des Unglücklichen, sich hier zu verbluten; die nicht minder große, bei einem Transport, von der außen andringenden Masse beschädigt zu werden; ich forderte sie auf, sich zum Beschützer des Unglücks zu weihen, den Verwundeten in ihre Mitte zu nehmen, eine châine um ihn zu bilden, und so, dem Andrange kräftig widerstehend, ihn nach dem Hospice in dem Faubourg Mont-martre zu tragen. Der Vorschlag ward lärmend angenommen. Ich sprang vom Tische, dessen Platte sogleich die Stelle der Bahre vertrat; die jungen Leute nahmen ihn in ihre Mitte, und so zogen wir, dem andringenden Volke ein lebendiges Bollwerk entgegenstemmend, ungehindert nach dem Hospice. Er ward aufgenommen; jede mögliche Pflege im reichen Maaße verschwendet; leider umsonst; als

ich anderen Morgens nach dem Hospice zurückkehrte, trug man eben seine Leiche die Straße hinab. —

Neunzehntes Kapitel.

Spartakus.

Das Herz voll tiefer Trauer über die Verirrungen, denen so mannigfache Opfer fallen, gieng ich den Boulevard hinab, den Tuillerien zu. Ich suchte mich in diesem einfachen, aber wahrhaft königlichen Garten zu zerstreuen, gieng die große Allee hinab, durch die rue de provence, wo Hunderte von Kindern unter den Augen ihrer Wärterinnen in himmlischer Unschuld spielten, und befand mich den Fenstern der jungen Prinzessinnen gegenüber. Jetzt ziert Spartakus diesen Platz. Eine herrliche Statue, voll Kraft, Feuer und Leben. In einer Hand das geschwungene Schwerdt, in der anderen die zerbrochene Kette, in natürlicher, kräftig-männlicher Haltung, Begeisterung und Kühnheit im Blicke, ist er ein sprechendes Bild der zerbrochenen Knechtschaft.

Was ich früher bei Gelegenheit der Schauspielkunst erwähnte, diese Wuth nach Natur und

Natürlichkeit, fand sich hier im buchstäblichen Sinne bewährt. Ich konnte diese enthüllte Natur nicht loben, am wenigsten an einem Gegenstande, der an diesem Platze aufgestellt war. Dieser öffentliche Scandal verletzte die Sitten so sehr, daß man kaum mehr wagen konnte, in Gegenwart von Damen dieses Kunstgebildes zu erwähnen; junge Mädchen, die der Zufall an diesem Platze vorüberführte, sah ich schaamroth den Blicken der Anwesenden entfliehen, und Frauen, welche kamen das Werk zu betrachten, entgiengen nicht den Witzfunken der anwesenden Jugend, nicht den Anspielungen auf ihren Kunstsinn, der sie schwerlich allein hieher geführt. Ich eiferte lebhaft gegen diese Verletzung der Sitten; die französische Jugend fand das herrlich, erhaben, denn es war so natürlich, so romantisch. Als ob die Natur durch gänzliche Enthüllung gewönne, als ob die gänzliche Befriedigung unserer Sinne sie nicht abspanne und erschlaffe, während der Reiz der Hülle die noch verborgenen Schönheiten der Phantasie im blendendsten Lichte zeigt. Die ganz entblößte Natur ist kein Gegenstand für die Kunst; sie erfüllt mit Schaam oder mit Ekel, und ich mag eben so wenig in diesem Zustande einen römischen oder griechischen Heroen sehen, als es mich freut, auf Teniers Bildern Personen Handlungen bege-

hen zu sehen, die selbst ein wohlgezogenes Hausthier unseren Blicken entzieht. —

Die Akademie der schönen Künste schien endlich diese Wahrheit zu fühlen, und endete den Scandal mit Hülfe des so beliebten Feigenblatts. Aber ist auch diese Verstümmelung zu rechtfertigen? Das ist in der That gegen alle Natur, gegen klassische sowohl als romantische; ja es ist nicht einmal sittlich, denn eine so auffallende Hülle deutet auf Verhülltes, und die wirkliche Keuschheit wird schon erröthen, beim Anblick dieses forcirten Versteckspielens. Warum einzelne Figuren nicht bekleidet erscheinen lassen? Das alte Vorurtheil ist doch ewig unsere Amme; gäbe es etwas Lächerlicheres als den größten Heroen unserer Zeit nackt darzustellen? Die graue Redingote und der kleine welthistorische Hut! darin zeigte er sich der Vergangenheit; darin gebe man ihn der Nachwelt zum Gedächtnisse! Und was giebt denn den Antiken den Vorzug? was? Ich werde nimmermehr glauben, daß Theseus barfuß und nackt, wie ein Abgebrannter, Griechenland durchzog, sich mit Ungeheuern zu balgen; so erschien er höchstens, wenn er aus dem Bade stieg, und der Moment scheint mir für Künstler wohl wünschenswerth bei Darstellung der keuschen Susanna, oder der, ihre Reize mit den eigenen Schönheiten ver-

hüllenden Venus, aber nicht des Theseus oder Herkules; die Mythologie entschuldigt hier nichts; hat der Halbgott bei seiner Heiligsprechung doch noch etwas vom Menschen beibehalten müssen, so konnte er auch noch eine Jacke oder ein Stück Mantel mitnehmen, um nicht zum Aergerniß der Göttinnen mit seiner irdischen Blöße nackt im Himmel herum zu laufen. — Louis XIV. müßte nicht übel aussehen auf der place des Victoires, in der Allongenperücke nackt auf seinem feurigen Rosse; und Voltaire wäre auch wohl kein Gegenstand der Attraction, wenn sich so seine Statue in den Hallen des Théâtre français zeigte. Und die antike Kleidung ist der Plastik so günstig; ein kurzes Gewand, selbst der faltenreiche Mantel geben dem Körper doch wohl ein schöneres Ansehen, als unsere schönste Natur im kalten Norden, unser höchstes Vergessen der Sittlichkeit zu erzeugen vermögen. Aber diese bizarre Nachäffung der Antike und der Natur ist den Franzosen eigen. Trittst Du, lieber Leser, in die Gallerie des Louvre, so erblickst Du im zweiten Saale gleich links an der Wand ein prachtvolles Gemälde von Girardin. Es ist die Revolte von Cairo. Die Hauptfigur läuft in Husaren-Uniform und mit geschwungenem Schwerdte auf die Empörer zu. Sie läuft, das sieht man deutlich, denn

der eine Fuß schwebt, bis zur Mitte des Körpers erhoben, fast wagerecht in freier Luft; aber sie setzt ihn nicht nieder, und daß muß, läuft er einmal, selbst ein Husarenchef thun, und selbst in der Gefahr einer Empörung. Auf dem Bilde ist das nicht möglich, und diese Unmöglichkeit selbst beurkundet die Ungeschicklichkeit des Componisten. Wer hieß ihn diesen Moment zur Darstellung wählen? wer hieß ihn denselben so wählen? Die Hast, der Eifer, drücken sich hinlänglich in der Haltung, der Stellung, den Zügen des Gesichtes aus; hiezu bedarf es nicht gerade des Rennens, das überhaupt der Natur der Bildhauerkunst und Malerei ganz entgegen ist. Diese bedürfen der Ruhe; ohne Ruhe keine Hoheit, ohne Hoheit kein Adel in der Kunst. Die Alten wählten zwar häufig die fortschreitende Stellung, doch schließt diese die Ruhe weniger aus, und bietet eine Abwechselung für die Formen des Körpers dar; ihre erhabensten Gebilde jedoch befinden sich im Zustande gänzlicher Ruhe, und Phidias stellte seinen Jupiter, im Tempel zu Olimpia, sitzend dar.

Die jetzige neueste Schule der Gérard's u. a., weicht in etwas von der so berühmten David's ab, der als der Schöpfer der modernen französischen Schule zu betrachten ist. Seine Porträts sind un=

nachahmlich, seine Zeichnung ist vortrefflich, seine Composition voll Phantasie und Originalität, sein Colorit wahr, zart und kräftig, — was braucht es mehr, höre ich sagen, den vollkommenen Maler zu bezeichnen? und doch fehlt ihm die Hauptsache von allem; er ist kalt, ist todt; ist nichts als Form und Schule. Seine Situationen sind geistreich, aber jede einzelne, darin handelnde Person ist, oder scheint die Copie eines Studiums zu sein. Im Sabiner-Krieg erkenne ich ganz den Grenadier de la jeune garde, den er in der Akademie gezeichnet hat. So stand er da, aufrecht, zurückgeworfen, mit edlem aplomb auf das linke Bein gestützt; so schwang er den Wurfspieß mit der Rechten; so war er auch ganz nackt; — die verzweifelte Nacktheit; und hier so unnatürlich; ich bin überzeugt, die Römer hatten Tuniken an; auch nicht einer war ganz nackt! — o pfui! er hätte sich ja vor den Weibern schämen müssen, die sich unter die Kämpfenden warfen.

Hier muß ich einer Eigenthümlichkeit französischer Maler, französischer Schauspieler erwähnen; die der Letzteren scheint nur eine Copie der Ersteren zu sein. Wenn ihre Helden sich tödten, so durchbohren sie sich nicht die Brust; nein! sie stoßen sich das Schwerdt in die Gurgel. Das thun

auch die Schauspieler, die Schauspielerinnen, und Madame P****** hat mich oft zum Lachen gereizt, wenn sie im Moment der Katastrophe den Dolch in's Corset steckte, was, um sich nicht zu beschädigen, mit solcher Vorsicht geschah, daß es weit eher einem Verbergen der tödtlichen Waffe, als ihrer furchtbaren Wirkung ähnlich sah.

Die Dreihundert der Termopilen sind von David nicht besser zugerichtet als die Sabiner. Viel Ausdruck in der Composition, aber welche erzwungene, verzerrte Stellung der Hauptfigur. Man denke sich eine nackte Person, einen Helden, einen Leonidas, auf einer Felsbank sitzend; den einen Fuß höher gestützt als den andern, in der rechten Hand das Schwerdt, wagerecht gehalten, wie ein Violinbogen — jeder Mann hat seine eigene Phantasie; mich aber erinnerte diese hohe, erhabene, corrupte Darstellung aus dem Alterthume an einen hohen, erhabenen, aber im Aeußern corrupten Tonkünstler unserer Zeit. Paganini stand leibhaftig vor mir.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Carricatur.

Paganini stand leibhaftig vor mir. Ich hatte ihn in München gesehen und gelacht; es gieng mir in Paris nicht besser mit ihm; ich hatte ihn in München gehört und geweint, und nicht minder süße Thränen entlockte er mir im Théâtre de la rue pelletier. Ich unterdrückte sie lange, als ich aber endlich alles weinen sah um mich her, als ich Französinnen weinen sah, da warf ich alle Scham bei Seite, und weinte mit. Großer Künstler! unnachahmliches Genie; Du hast die wahre göttliche Begeisterung! und doch bist Du nur ein Charlatan!!! ja das ist nicht anders, lieber Nikolo! Wer hieß Dir auch etwas versuchen, was kein Conservatoir geheiligt hat; wer hieß Dir Schwierigkeiten ersinnen, die in keinem Etude empfohlen waren; wer hieß Dir, närrischer Nikolo, Deinen eigenen Weg gehen, die Welt auf einer Saite entzücken? Das ist nicht alltäglich, das hat vor Dir Niemand gethan — das muß Charlatanerie sein.

Ich schlug die Augen auf, sonst hätte ich das Fenster einer Kunsthandlung eingerannt, wo eine Carricatur auf Paganini hieng; man hatte ein Seil aufgespannt, auf dem er stand und spielte; das Bild trug die Unterschrift: Paganini jouant sur une corde.

O über die Carricatur! geht das noch lange so fort, so wird ganz Paris eine große Carricatur sein. Nicht Strafe, nicht Kerker, nichts hemmt diesen Aufschwung satyrisch-sarkastischer Laune. Herr Philippon, rédacteur en chef du Journal: la carricature, sitzt schon seit langer Zeit in St. Pélagie, und hat gegründete Hoffnung noch recht lange dort zu residiren, denn zwei neue Urtheile sind bereits gegen ihn vorhanden, und wie die Buße des einen getilgt ist, beginnt die Strafe des andern; dennoch läßt er nicht nach, und redigirt sein Journal aus seinem Gefängnisse mit so viel Thätigkeit, Witz und Schärfe, daß er, wie Paris täglich einer neuen Carricatur von ihm entgegensieht, er stets einer neuen Anklage, stets einer neuen Verurtheilung entgegensehen kann.

Die Carricatur spielte eine große Rolle in Frankreich. Lange wurde ihr ein Kind der Revolution zum höchst komischen Vorwurfe. Herr Majeur dankt ihr seine Entstehung. In den Julita-

gen 1830 schlug sich unter dem Volke ein kleiner gänzlich verwachsener Mann mit Löwenkühnheit. Da vertritt ihm ein riesenhafter Kerl den Weg. Der Buckel reichte ihm nur bis an die Hüfte. Nach langem vergeblichen Mühen sich Platz zu verschaffen, schreit er wüthend auf seinen Vormann ein: Citoyen, sauvez-vous là! votre der***** n'est pas une lenterne! und ein wieherndes Gelächter unterbrach den Kampf, ein schallender Applaus lief durch die Barrikade, und dieser heldenmüthige Buckel ward unter dem Namen, Herr Majeux, eine stereotype, satyrische Figur. Von der Politik gieng sie bald in's bürgerliche Leben über, und Herr Majeux geißelte nicht minder die fashionables der haute société, als die Conferenz zu London, nicht weniger die kleinen Grisetten des pays latin, als die Herren Périer und Sébastiani.

Wo sie nicht Politik zum Grunde haben, sind die Carricaturen größtentheils sehr heiter und gutmüthig; im ersteren Falle jedoch stets blutig scharf. Der ausgezeichnete Kopf Louis Philipp's, den man durch seinen Umfang und auffallend starken Backenbart selbst von rückwärts erkennt, öffnete der Carricatur ein unermeßliches Feld. So erscheint er als Ramoneur ganz beschmutzt auf der Höhe eines Schornsteines sitzend, und Herr Majeux ruft ihm

von unten zu: „Faut-il monter si haut mon chèr, pour se salir ainsi?“ — Ein andermal mißt ihm Herr Majeux, als Schneider, ein Kleid an, und ruft erstaunt: „Vous n'êtes pas grand, mon chèr.“ Als später die Volksdeputirten ihre kostbare Zeit mit persönlichen Streitigkeiten in der Kammer verpraßten, als man sie gleich Studenten und Schülern der polytechnischen Schule sich im Bois de boulogne duelliren sah, als ein geistreicher Deputirter, empört über den entstandenen Scandal einst ausrief: „C'est une émeute dans la chambre,“ als die Kammer zum Kampfplatz der Persönlichkeit geworden — drängt sich Herr Majeux zum Sitz des convulsivisch klingenden Majeux-Präsidenten, wirft rechts und links die anderen wüthenden Majeux von den Bänken, und schreit außer sich die Lieblingssentenz der Chambre von 1831: „Je demande la parole pour un fait personel.“ Dergleichen öffentliche Beschämungen trugen mehr Früchte, als die bittersten Kritiken der Journale. — Eine Carricatur machte vor allen ein ungewöhnliches Aufsehen. Eine vortrefflich gezeichnete Birne stellte das zum sprechen ähnliche Portrait Louis Philipps dar. Die Carricatur erschien, ward vom Procureur du roi erblickt, und anderen Tages Herr Philippon vor die Tribunäle citirt. Der Angeklagte erklärte

die Aehnlichkeit für rein zufällig, und jetzt erst schien in ihm der Gedanke zu entspringen, daß, wie man im Gesichte jedes Menschen eine Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere zu finden glaubt, diese sich selbst bis auf's Pflanzenreich erstrecke. Zum partiellen Beweise zeichnete Herr Philippon sogleich mit Bleistift auf einen Bogen Papier eine Birne im Normal-Zustande. Er führte die Abweichungen neben einander auf, dergestalt, daß bis zum zwölften Grade die Birne zwar stets Birne blieb, aber das, zum sprechen ähnliche Bild des Königs darstellte. Herr Philippon ward acquittirt, das Blatt in eine Kunsthandlung des passage vivienne ausgehängt, und ganz Paris lief zu schauen, welche Früchte jetzt der Thron von Frankreich trägt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

St. Pélagie.

So geht aus einem Orte in dem, seiner Bestimmung gemäß, die Traurigkeit herrschen sollte, die Belustigung für ganz Paris hervor. Nur denke man sich unter St. Pélagie nicht etwa einen furchtbaren Kerker wie die ehemalige Bastille, nicht einen traurigen Aufenthaltsort der Langenweile, wie etwa die Hausvoigtei zu Berlin. St. Pélagie ist ein festes Schloß, majestätisch von außen, heiter und angenehm von innen. Es ist eine kleine Stadt, deren Einwohner zwar ihre Gränzen nicht überschreiten dürfen, die jedoch in sich alle Bequemlichkeiten des Lebens vereint. Ein schöner Garten, Restaurants, Caffées, Billards, Lesekabinette, Unterhaltungszimmer, — alles steht den Gefangenen offen, und da Fremden der Eintritt nicht verwehrt ist, so bilden sich, theils durch diese, theils durch den Zusammenfluß geistreicher Bewohner dieses seltsamen Gefängnisses, Vergnügungen und Feste, die man außerhalb dieser

Mauern kaum kennt. Ich würde unter diesen Verhältnissen lieber in St. Pélagie als in einer kleinen Stadt, z. B. Versailles, leben. Dieses Staatsgefängniß ist großentheils von Männern bewohnt, die wegen politischen Vergehen, oder Schulden halber verurtheilt wurden. Unter Ersteren befinden sich ausgezeichnete, originelle Köpfe, unter Letzteren Leute, denen noch stets starke Fonds zur Disposition stehen; ich nenne hier nur den Fürsten K******, der in seinem Kerker des Tages mehrere Tausend Franken verschwendet, und so ist es erklärbar, daß in diesem Gefängnisse Feste gegeben werden, die denen der Hauptstadt an Aufwand und Pracht nicht nachstehen; auch tritt oft zu einer großen Gesellschaft in Paris ein Gast in's Zimmer, der direct aus einer Soirée in St. Pélagie kam.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Unterhaltungen.

Die Soirées, diese Seele des gesellschaftlichen Lebens in Paris, sind aus der Nothwendigkeit, in dieser Welt im Kleinen, seinen Freunden nicht gänzlich fremd zu werden, hervorgegangen und werden von den herrschenden Sitten unterstützt. In diesen Soirées, denen die Traulichkeit unserer deutschen Abendgesellschaften ganz abgeht, herrscht der gute Ton der hohen Gesellschaft. Hier findet sich wöchentlich einmal alles zusammen, was dem Hause verwandt oder bekannt ist; aller Zwang ist verbannt; die Soirée beginnt um acht Uhr Abends, und währt bis ein oder zwei Uhr Nachts. Man macht Musik, singt, tanzt, kommt und geht sans gêne, trinkt ein Glas Zuckerwasser, ißt ein Glas Eis, macht seine Parthie Ecarté, verliert oder gewinnt ein paar Louisd'ors in Paraden, und geht fort in eine andere Soirée, dann in eine dritte, vierte, oft siebente und achte, dergestalt, daß bei dem stäten

Wechsel der Gäste, der Wirth häufig an einem Abende fünf bis sechs Hundert, viele der ersten Häuser, wie Lafayette, Lafitte u. a. m., oft mehrere Tausende von Gästen empfangen. Wie wäre eine ähnliche Vereinigung in Deutschland möglich, wo man um ein oder zwei Uhr zu Mittag speist, und dann Abends neun Uhr, auch in der besten Gesellschaft, vom Hunger gepeinigt wird; wer kann aber seine sämmtlichen Bekannten wöchentlich mit einem Gastgebote bewirthen? unmöglich! daher diese einfachen Soirées in Paris, wo Tausende sich versammeln, in höflichem, aber halb fremdem Tone ihre Freude, sich zu sehen, äußern, und dann die Gesellschaft verlassen ohne den mindesten zurückgebliebenen Eindruck, wie wenn wir etwa aus einem öffentlichen Garten gehen, um einen andern zu besuchen; daher in Deutschland die selteneren aber üppigeren Vereinigungen, wo vor Allem tüchtig gegessen und getrunken wird, denn ohne das kann der Deutsche nie recht fröhlich sein; löst ihm aber endlich der Wein die Zunge, dann wird er gesprächig, innig, zutraulich, dann wirkt der Magen auf das Herz, er umarmt, küßt, weint, trinkt Brüderschaften, und oft werden so im halben Rausche Freundschaftsbande gestiftet, die, nüchtern wiederholt, durch's ganze Leben reichen, die auf die Kinder übergehen, und de-

ren Ursprung sich von einem wohlgemästeten Truthahn, oder einem guten Spanferkel herdatiren. Der Franzose hält sehr wenig auf's Essen. Eine tüchtige Mahlzeit des Tages, damit holla! die findet zwischen fünf und sechs Uhr Abends statt. Zuvor hat er ein leichtes Frühstück zwischen zehn und eilf Uhr genommen; das reicht für den Tag. Daher arbeitet er ohne Unterlaß und ohne Beschwerde bis zum Souper; mit ihm sind alle Geschäfte beendet; während wir Deutsche sie nur zur Mittagszeit unterbrechen, dann Sieste halten, dann mit schwerem Magen mühsam unser Tagewerk enden, uns bis acht Uhr Abends plagen, und dann ermattet und erschöpft wieder an den Speisetisch sinken. Der Franzose arbeitet den ganzen Tag, und gehört jeden Abend seinen Freunden, oder geselligen Unterhaltungen: Theatern, Concerten u. s. w. an.

Aber welchen Unterhaltungen giebt sich großentheils der Pariser hin? — Das ist ein Kapitel des Schreckens und Entsetzens. Hier hält die Unmoralität ihren großen Herrschersitz, und das Laster rollt aus dem Schooße der vornehmen Welt bis es sich im Fortwälzen gleich einer Schneelavine verstärkt, und furchtbar anschwellend die niederen Regionen unter seinem Sturze begräbt.

Das neugeborne Kind wird häufig in Paris

einer Amme übergeben, oder gar zur Pflege auf's Land geschickt. Nie kostet es die Milch der Mutter. Ganz unbekannt mit den Pflichten und Verhältnissen zu seinen Eltern, wird das Kind weiblichen Geschlechts dann später in ein Stift gegeben, aus dem nur die erwachsene Jungfrau der Mutter entgegentritt; diese präsentirt ihr sofort den Verlobten, den ersten Mann vielleicht, den sie je gesehen, in dem sie nun realisirt finden soll, was die schwärmende Phantasie in Momenten süßer Träumerei ihr vorgegaukelt; sie kennt ihn nicht, aber sie gehorcht der Mutter, die sie nicht viel besser kennt als ihn, sie bringt dem kindlichen Gehorsam ein Opfer, dessen Größe sie nicht ermißt, dessen Folgen ihre Unschuld ihr verhüllt. Reiche Geschenke, üppige Pracht bedecken das, bis dahin so einfache, Mädchen; die Glückwünsche ihrer Gespielinnen, die Zärtlichkeit ihres Verlobten, die Freude der Eltern, der stete Wechsel rauschender Vergnügungen, die ohne Unterlaß geschmeichelte Eitelkeit berauschen sie — sie wähnt sich glücklich. Aber bald reißt der Schleier, der ihre geblendeten Sinne umflorte; sie tritt in die Welt; Beobachtung lehrt sie prüfende Blicke auf ihre Umgebung werfen, auf sich selbst. Der Sinnenreiz, der den feurigen jungen Mann an sie kettete, ist befriedigt, mit seiner Befriedigung ver-

schwunden; eine Zärtlichkeit, die ihr für die Ewigkeit gewidmet schien, ist oft im ersten Monat entflohen. Liebe erzeugt Liebe, und Kälte wird von Kälte gefolgt. Die ungeregelten Gefühle ihres jungen getäuschten Herzens klopfen tobend in ihrer Brust; sie sieht sich verrathen, betrogen, und hat kein Wesen auf Erden, in das sie ihren Schmerz ergießen, von dem sie Rath und Hülfe erflehen kann, denn ihr natürlicher Freund und Beschützer ist ihr Verräther, und zur Mutter hat sie kein Herz, die ihr nie Herzlichkeit gezeigt, und ein unendlicher Raum trennt sie von der Erzieherin ihrer Jugend. Da tritt mit allen unheilbringenden Waffen der Schmeichelei, der Falschheit, der Eitelkeit ihr der Verführer in den Weg; seine verstellte Theilnahme öffnet ihm ihr unbewachtes Herz, seine Schmeichelei gewinnt es; sie sieht auf der einen Seite ihren undankbaren Gatten ihrer Schmerzen lachen, sieht den Freund in Thränen über ihre Leiden zu ihren Füßen vergehen; kann sie unempfindlich sein gegen den, der ihre Qual so lebhaft mitfühlt? nein; Dankbarkeit ist auch eine Pflicht, und die Rache ist süß, und im Taumel aufgeregter Leidenschaften sinkt eine Tugend dahin, deren Fall ihr Leben mit Fehltritten und Verzweiflung erfüllt. Bald von dem Geliebten verlassen, wie von dem Gemal, gebiert

sie unter Schmerzen das Kind der Sünde. Kann sie es lieben? kann sie von ihm geliebt werden? kann dieselbe Erziehung die sie erhielt, und die gleiche Verhältnisse ihr für dasselbe dictiren, kann diese Erziehung ein anderes Resultat erzeugen für ihr unglückliches Kind, als sie bei ihr erwirkte? — So wird die Generation in der Geburt vergiftet, und Zeit und Erkenntniß gährt das Uebel aus zum unheilbaren Schaden; denn das Beispiel steckt an, und ist der erste Schritt auf der Bahn des Lasters gethan, so steht den folgenden Ausschweifungen ein unermeßliches Feld geöffnet. Die betrogene Zuneigung rächt sich an dem treulosen Geliebten in den Armen eines Andern, und so, von Verirrungen zu Verirrungen eilend, prahlt selbst bald die gestachelte Eitelkeit mit ihrer Schande, und Hoheit, Pracht und Reichthum dienen nur noch zur schwachen Decke, das wüthend empörte Laster der Welt zu verhüllen. Solch' häusliches Glück ist nicht geeignet den Gatten von seinen Verirrungen zurückzuführen; und immer schwellender wird die Fluth, immer reissender der Strudel, bis er zuletzt Beide erfaßt, und in ein Meer der Stumpfheit und Gleichgültigkeit versenkt. Das ist das Bild so vieler Ehen in der Weltstadt Paris. Man bewohnt dasselbe Haus, man sieht sich vereint in der Gesellschaft, man affectirt eine

warme Anhänglichkeit, man treibt sich vereint umher in dem Wirbel der Zerstreuungen und Genüsse, aber man ist einsam zu Hause, kalt und falsch gegen einander, und läßt sich keine andere Gerechtigkeit wiederfahren, als die Ueberzeugung, daß man sich gegenseitig betrügt. Bald erschlaffen die Reizmittel, man begehrt neue, heftigere, und von den Ausschweifungen der Liebe stürzen die unglücklichen Opfer dem Dämon des Spiels in die Arme. Die Frau macht dem Vermögen des Mannes Ehre, indem sie Summen im Ecarté verliert; die heftigeren Triebe des Mannes begehren heftigere Mittel uud ein dumpfes Gefühl der Verzweiflung treibt ihn dem Henker Fraskati in die Arme.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Spielhäuser.

Zu große Gewissenhaftigkeit scheint mir ein Fehler zu sein. Hätte ich die Schändlichkeit begangen, einem Räuber für einen gewissen Tribut die Erlaubniß zu gestatten, meine Kinder systematisch zu plündern, ich würde, sähe ich ihr Elend, mich meiner Schwäche schämen, sie laut bekennen, den Traktat vernichten, und den schamlosen Räuber auf Blut und Leben verfolgen. Das französische Gouvernement scheint diese Ansicht nicht zu theilen. Der Kontrakt, den ein despotisches Gouvernement unter dem Kaiser zur Besoldung seiner Spione mit den Spielhäusern schloß, den später die Restauration erneuerte, der noch währt — dieser Kontrakt, eine Schande der Nation, ist dem, aus Bürgerblut und Barrikaden, hervorgegangenen jetzigen Gouvernement heilig, es wagt nicht einen offenen Kampf mit Räubern und Dieben einzugehen, und theilt schamlos ihre Beute.

Le cèrcle des étrangers ist das erste Spielhaus von Paris. Es wird nur von Fremden und vornehmen Einwohnern der Stadt besucht, und ist auf das eleganteste eingerichtet. Ihm folgt der berüchtigte Fraskati. Diese beiden Höhlen des Lasters sind dicht neben einander gelegen in der rue richelieu, nächst dem Boulevard des italiens. Um den Eintritt zu Fraskati zu erhalten, bedarf es keiner Vorstellung, die jedoch im cèrcle des étrangers unerläßlich ist. Die Salons prangen mit großen Wandspiegeln, und anderen kostbaren Meubles. Ein Kreis von Damen, auf das eleganteste gekleidet, empfängt den Eintretenden, der für einen Augenblick sich in der besten Gesellschaft zu befinden glaubt. Doch bald zerreissen die entfesselten Leidenschaften diesen blendenden Schleier. Jene Damen sind sämmtlich unterhaltene Frauen, und obgleich sie nur fremdes Geld im Spiele riskiren, blickt doch die Gewinnsucht aus dem Zucken ihrer Gesichtsmuskeln, und die wilde Lust blitzt aus den lüsternen Augen. Bei alle dem sind sie liebenswürdig, viele sogar geistreich, und gewähren dem kalten, ruhigen Beobachter eine interessante Unterhaltung.

Die Spielhäuser des Palais royal, das von ihnen wimmelt, tragen schon mehr das äußere Gepräge ihrer Verworfenheit. Nr. 145, das angese=

henste unter ihnen, wird noch durchgängig von sehr wohlgekleideten Personen besucht. Da ist noch das Hauptspiel trente et quarente, die roulette ist selten besetzt, bis dann von Zeit zu Zeit ein übermüthiger junger Mann das Nummernblatt des Tisches mit Goldstücken bedeckt. Jedoch die anderen Spielhäuser sind ganz für das Volk, und hier sieht man in der verpesteten Luft Menschen aus allen Ständen wild vermengt, sich gewaltsam zu dem unseligen Tische drängen, der oft den Schweiß jahrelanger Arbeit im Nu verschlingt. Schon die am Eingange stehende Polizeiwache charakterisirt die Gesellschaft. Ob eines Fünffrankenstückes erhebt sich häufig ein blutiger Streit, der mit Schimpfreden, Faustschlägen und der Hülfe der wachthabenden Polizei, oder mit blutigen Duellen endet. Die professionirten Besucher dieser Häuser betraten sie in der Regel als wohlhabende Dummköpfe und verlassen sie als ruinirte Gelehrte, denn da ist keiner unter ihnen, der nicht eine bestimmte Berechnung erfunden zu haben wähnt, nach der das Sprengen sämmtlicher Banken ihm eine Kleinigkeit dünkt. Diese Elenden machen sich nun an die neuen Ankömmlinge, preisen ihre Methode und kirren häufig die Habsucht der Unerfahrenen, die ihr Geld so gewissenhaften Verwaltern anvertrauen, und sich von ihnen

ruiniren lassen. So tiefe Wurzel schlägt jedoch die Leidenschaft des Spiels, daß, weit entfernt, durch den Verlust ihres Geldes von ihrem Wahne geheilt zu werden, diese selbst nur stets tiefer und tiefer darin versinken, und nun ihrerseits wieder von diesem partiellen Wahnsinn ergriffen, ihre Goldmacherkünste noch Unerfahreneren um baares Geld feilbieten. — So werden in diesen Sälen die Thore zu einem unabsehbaren Felde der Verzweiflung geöffnet. Auch vergeht keine Woche, ohne daß die Seine die unglücklichen Opfer dieser öffentlichen Volksvergiftungs-Anstalt nach der Morgue schwemmt; und das Gouvernement weiß es, und duldet es, und unterstützt es, und das ist ein Gonvernement citoyen, Gouvernement du peuple, Gouvernement sorti des barricades. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Meine mathematischen Studien in Paris.

Gegen Ende des Monats October 1830 trat eines Tages einer meiner Bekannten, ein Professor der Mathematik in mein Zimmer. Sein Aeußeres klagte seine Noth; er schrieb sein Unglück auf Undank und Verläumdung; das fand Anklang. Wer so viel wie ich vom Undank und der Verläumdung der Menschen erlitten, öffnet bereitwillig den Klagen, die sie erzeugen, das Ohr. Ich both ihm meine Hülfe an, so weit sie reichte. Er hatte gehört, daß ich in einigen Tagen nach Paris reisen würde, und bath um nichts, als daß ich ihn und seinen Sohn kostenfrei dahin mitnehmen möchte; dort hätte er Mittel ihn zu versorgen, und für sich und seine Familie einen anständigen Unterhalt zu finden. Wir reisten zusammen ab. Seine Begleitung war mir angenehm und belehrend. Ich fand überall gründliche Bildung, tiefe Denkkraft, scharfe Beobachtung und nirgends eine Spur von Ueberspanntheit oder auf-

lodernder Leidenschaft. Wir kamen nach Paris. Er führte mich in einen englischen Gasthof: Prince royal, rue St. Hyacinte St. Honnore! Dort blieben wir drei Tage. Er ging nicht aus, besuchte mich zuweilen, doch wenn ich zu ihm kam, war das Zimmer verschlossen, obgleich ich oft von seiner Gegenwart überzeugt war. Diese unheimliche Art mißfiel mir; überdem hatte ich nicht Lust, in einem der theuersten Gasthöfe von Paris eine ganze Familie zu erhalten. Ich erklärte ihm am vierten Tage, daß ich ausziehen würde, um ein Privat-Logis im Quartier latin zu beziehen. Er schien es ungern zu sehen, und bath mich zu bleiben. Der Ton seiner Stimme rührte mich; ich glaubte seine Hülflosigkeit darin zu erkennen, und die Furcht, sich nun gänzlich verlassen zu sehen; daher schlug ich ihm vor, mit mir zu ziehen; ich wollte ihm und seinem Sohne ein Zimmer abtreten, und für Beide sorgen, bis ihr Ziel erreicht sei. Das schlug er mit einem Lächeln ab. „Nicht nur meinetwegen," sprach er, „wünsche ich, daß Sie blieben. Ich verdanke Ihnen mehr als Sie glauben, lieber Herr Jerrmann; Sie haben mich nicht nur aus dem Elend gerettet, Sie haben mich sehr glücklich gemacht. Bleiben Sie hier, mein Glück mit mir zu theilen." Ich bath um nähere Aufklärung, die er verweigerte. So blieb

ich bei meinem Entschlusse. „Gut," sagte er, „doch geben Sie mir Ihre Addresse. Ich bin in Ihrer Schuld, werde aber bald vergelten, reichlich vergelten." — Mit einem Gemisch von Schmerz und Freude im Gesichte, drückte er mir die Hand und gieng. — Ich bezog anderen Morgens mein Quartier jenseits der Seine, rue la Harpe, Nr. 85.

Es war Mitte November 1830. Der Prozeß der Minister machte großes Aufsehen. Die Monumente der Revolution, ihre Folgen, ihre Ruinen, Alles war mir neu. Ich hatte das Unglück gehabt, Paris, das ich im Monat April besuchte, gerade am 26. Juli zu verlassen, um ein contrahirtes Engagement in Deutschland anzutreten. Um sechs Uhr Morgens fuhr ich fort; um sieben Uhr brachte der Moniteur die verhängnißvollen Ordonnanzen. Die Revolution war für mich verloren. Ich wollte jetzt, bei meiner zweiten Anwesenheit in diesem umgewandelten Paris mich für meinen Verlust entschädigen, und sechs Wochen ganz meiner Neugier, der Erholung, dem Vergnügen weihen. Mit Neujahr sollten meine Studien beginnen. So lief ich denn den ganzen Tag umher; ich ward nicht müde zu sehen, zu bewundern; jeder Stein war geschichtlich geworden; jeder Gassenbube ein Historiker; die Helden jener Tage erstaunten ob ihrer eigenen Werke;

die Zeugen jener Begebenheiten konnten sie nicht glauben; die Seine schien die Stadt langsamer zu durchfließen, um dieses achte Wunder der Welt zu schauen.

Eben hatte ich im Pala's-royal die Journale gelesen, und einen heftigen Streit über die Zurechnungsfähigkeit der Minister bestanden, als ein Bekannter mich bath, ihn auf eine halbe Stunde in das, vor unsern Augen liegende Spielhaus, zu begleiten. Ich that es. Es war Nr. 154. Ich irre durch die Säle, und bleibe plötzlich gefesselt einem Bekannten gegenüber stehen: mein deutscher Professor! ich war wie vom Schlage gerührt. Der Mann ein Spieler, sagte ich mir, das ist stark. Ich zog mich zurück, und beobachtete ihn ungesehen wohl eine gute halbe Stunde. Ich sah ihn mit der allergrößten Aufmerksamkeit eine Karte nachstechen; mehrmals selbst den Banquier fragen, um einen Irrthum zu vermeiden, und sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne wischen; dennoch setzte er nie einen Point; auch sah ich kein Geld vor ihm liegen. Allmählig näherte ich mich dem Tische; da schlug er die Augen auf; sein Blick fiel auf mich, er erblaßte, doch im Nu war er wieder mit seiner Karte beschäftigt, und schien nicht mehr auf mich zu achten. Ich verließ ihn und gieng in's théâtre français.

Eben war ich in's Bett gestiegen, es mochte ein Uhr vorüber sein, als leise an meine Thür geklopft wurde. Ich nahm das noch brennende Licht und öffnete. Der Professor stand vor mir, leichenblaß, ohne Mantel, ein Päckchen unter dem Arm. Ohne nur ein Wort zu sagen, setzte er sich auf's Bett, und schlug die Decke um seine zitternden Glieder. Mir wurde unheimlich; ich näherte mich dem Schranke, wo meine Pistolen lagen. „Was der Teufel, Professor, führt Sie nach Mitternacht zu mir?" stieß ich endlich heraus. — „Ein Glück," klapperte er mit den Zähnen, „ich habe heute vier Tausend Franken gewonnen." — „Im Palais royal?" sagte ich mit Beziehung, „sind sie da drinn?" und wieß auf das Päckchen. „O nein," sagte er, „es war ein Umstand dabei, ich habe kein Geld gesetzt." „Nun," erwiderte ich, „so sind wir jeder vier Tausend Franken reicher, denn auf diese Weise habe ich sie auch gewonnen." „Keinen Scherz," fiel er mir in's Wort, „Sie sollen Alles wissen; aber mir ist übel, ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen; nur einen Schluck Wein;" — und dabei lernte ich, wie einer auf der Bühne sich benehmen muß, wenn ihn eine Ohnmacht anwandelt. — Ich hatte nichts Erquickendes im Zimmer; in der Angst fiel mir eine Flasche Haarspiritus in die Hände. Ich reichte sie

ihm hin, und er that einen derben Schluck daraus; das brachte ihn zu sich, doch fiel er in ein entsetzliches Husten. Ich fürchtete er möchte ersticken, und klopfte mit beiden Fäusten an die Thür, die mich von meinem Nachbar trennte; der trat auch schnell, ein junger Student, barfuß und im bloßen Hemde, zu mir herein. Mit zwei Worten schilderte ich ihm meine Noth, und daß Alles schon im Hause im tiefsten Schlafe läge. „Lakrousil hat seine Maitresse und einige junge Leute bei sich," sagte er, „da werde ich schon das Nöthige finden, gleich bin ich wieder hier." — Ich getraute mir nicht, ihn zu begleiten; bald darauf kam er zurück, mit Brod, Saucisson de Lyon, und eine angebrochene Flasche Wein; er warf meinen Mantel, den er in der Eil umgehangen hatte, auf den Boden, und lief, vor Frost klappernd, in sein Bett zurück. Da war ich nochmals mit meinem gespenstischen Professor allein. Der hatte aber kaum die Lebensmittel erblickt, als er sich heißhungrig darüber warf, und auch keine Sylbe mehr sprach. Ich sah ihm schweigend zu, und sagte endlich nach einer guten Viertelstunde, um seine Hast zu unterbrechen: „Professor! Sie essen sich todt." — Er hielt einen Augenblick inne, holte tief Athem, und sagte: „immer besser, als todt hungern." Die letzten Worte verloren sich unter dem Knirschen der

zerbissenen Wurst. So giengs noch eine Weile; als endlich dieser beneidenswerthe Appetit kein Objekt mehr fand, an dem er seine Wuth auslassen konnte, ergriff mein Landsmann meine Hand, und sagte: „Sie sind auf Erden mein einziger Freund, Sie sollen Alles wissen. Aber machen Sie Feuer im Kamin.“ — „Sie sind toll,“ rief ich; „um zwei Uhr in der Nacht Feuer machen. Ich leg mich in's Bett.“ — „Sie gehen heute Nacht nicht mehr schlafen,“ erwiderte er mit feierlichem Tone; „machen Sie Feuer, sage ich Ihnen, ich bitte, denn ich zittere vor Frost; machen Sie Feuer, und hören Sie mir dann aufmerksam zu.“

Was wollte ich machen? Rasch loderten die Hobelspäne im Kamin, und während ich eifrig mit dem Blasebalg das Feuer unterhielt, hub mein Nachtwandler folgendermaßen an:

„Sie kennen mich nicht näher, Herr Jerrmann, und haben mir viele Freundschaft erwiesen; doppelt sollte es mich daher schmerzen, wenn Sie mich mißkennen sollten. Die Furcht vor diesem Falle ließ mich bis jetzt schweigen, heute löst mein Glück mir die Zunge. So wissen Sie denn, ich bin nicht zum ersten Male in Paris. Vor drei Jahren führte mich mein Beruf hieher. Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß ich sehr lange eine Pensionsanstalt

für Knaben hielt, und daß ich so glücklich war, der bürgerlichen Gesellschaft manchen tüchtigen Jüngling zu überliefern. Ein Naturfehler eines dieser Knaben ließ mich ihn hieher begleiten, um ihn der orthopädischen Anstalt anzuvertrauen. Während meines hiesigen Aufenthaltes führte mich Neugier unter andern in ein Spielhaus. Ich setzte keinen Groschen, beobachtete aber mit hohem Interesse den verschiedenartigen Ausdruck im Gesichte der Pointeurs. Dies anziehende Schauspiel reizte mich, ich kehrte öfter zurück, und verließ stets den Saal, an Menschenkenntniß bereichert, und mit dem beruhigenden Gefühl, nichts von jener unseeligen Leidenschaft im Busen zu tragen. Einst sah ich einen Engländer bedeutende Summen gewinnen, nur selten schlug ihm ein Coup fehl; er doublirte stets den Gewinn, changirte von Zeit zu Zeit die Farben, und stets folgte ihm das Glück, stets blieb es ihm treu. Die Bank, besorgt gesprengt zu werden, schloß früher als gewöhnlich; ich gieng nach Hause, aber dieses auffallende Glücksspiel entschwand nicht meinem Gedächtniß. Und die Bestimmtheit, mit welcher der Engländer setzte! ich ahnete in diesem Chaos des Zufalls eine immer wiederkehrende regelmäßige Ordnung, eine absolute Nothwendigkeit. Wißbegierde fesselte meinen Geist, ich nahm mir vor, die Sache

wissenschaftlich zu behandeln, mathematisch zu ergründen. In's Vaterland zurückgekehrt, widmete ich jede meiner Mußestunden diesem Studium. Bald trieb mich der Eifer weiter; meine Nächte, endlich auch meine Tage sind der Ueberwindung der unglaublichsten mathematischen Schwierigkeiten geweiht; ich opfere dieser Ergründung Alles; mein Geschäft wird vernachläßigt, ein Unterlehrer, dem ich es gänzlich anvertraute, verrieth, verläumdete mich; bald wurden meine seltsamen Studien bekannter, doch, so schwach sind die Menschen! sie erblickten in dem Vorwurf, den ich mir gesetzt: die Lösung des allerschwierigsten Problems, die Berechnung des Zufalls, nichts, als eine alltägliche Spielermanie; entzogen mir meine Eleven, verunglimpften meinen guten Namen, und stürzten mich in Armuth und Elend.

Meine gute Frau beschwur mich knieend, Träumereien, wie sie es nannte, zu entsagen, und wie früher, die Stütze unserer zahlreichen Familie zu sein. Umsonst! für die Wissenschaft ist mir kein Opfer zu groß, und für eine so ersprießliche, reichlohnende Wissenschaft. Da kam meine Frau eines Tages aus dem Pfandhause, wohin sie den letzten silbernen Löffel getragen. Thränen glänzten in ihren Augen, aber laut jubelnd drückte ich sie an mein

hochklopfendes Herz; der Stein der Weisen war gefunden, die Unfehlbarkeit mathematisch erwiesen; ich war schon theoretisch der reichste Mann der Welt; es schnell praktisch zu werden, wandte ich mich an Sie, mit der Bitte mich hieher zu führen; kaum angekommen, habe ich mein System revidirt, und heute davon im Palais royal die Probe gemacht. Ich spielte von zwölf Uhr Mittags bis Mitternacht, ohne zu essen. Zwei Gläser Bier, die mir Monsieur de la chambre reichte, waren meine ganze Nahrung. Aber nun bin ich glücklich. Ich nahm als ersten Satz nur fünf Franken an, und gewann deren vier Tausend. Die sind mit leichter Mühe täglich zu gewinnen; rechnen wir aber auch nur tausend Franken täglich, so sind wir heut über einen Monat dreißigtausend Franken reich. Jetzt Freund," fuhr er fort, indem er mich heftig an sich zog, „jetzt thun Sie noch das Letzte. Es werden zu dem Unternehmen dreitausend Franken erfordert; geben Sie solche, nur auf drei Tage; binnen dieser Zeit sind sie zurück zu zahlen, und ich theile drei Jahre lang all und jeden Gewinn mit Ihnen." — Ich lachte ihm statt aller Antwort in's Gesicht. „Ja, ja," sagte er, „so lachte meine Frau auch, aber bald überzeugt, trieb sie mich nach Paris." — Ich gab mir Mühe, ihm seine Chimäre auszureden, da das

aber Alles nichts fruchtete, willigte ich ein unter der Bedingung, daß er mir die Lösung des Problems mathematisch erweise; dessen weigerte er sich, und drang in mich, von dem Resultate mich zu überzeugen. Ich gab nach. Nun holte er sein Paket und kramte aus. Es enthielt Karten und Schächtelchen mit weißen und schwarzen Bohnen, die er in Ermangelung des Goldes und Silbers zum Pointiren mitgebracht hatte, ferner mir unbekannte Zeichen und mathematische Figuren. Ich stellte den Banquier vor, und er pointirte. „Ich werde fünf und zwanzig Stück á fünf Franken, i. e. fünf und zwanzig weiße Bohnen gewinnen," sagte er, „denn die schwarzen stellen Louisd'ors vor." Die Taille beendigt, zählten wir die Bohnen, und er hatte fünf und zwanzig Stück gewonnen. Ich mischte, fing von Neuem an, und er gewann zehn Tailles nach einander jedesmal fünf und zwanzig bis dreißig Points. Jetzt wollte er aufhören und klagte über zu große Abspannung; doch nun wollte ich nicht. „Haha!" rief er, „habe ich es nicht gesagt, Sie gehen heute nicht mehr zu Bette." Wir spielten in der That bis acht Uhr Morgens, machten noch vier und zwanzig Tailles, und gewannen in Summa neun hnndert und achtzehn weiße Bohnen. „So viel," sagte er, „hätte ich heute Fünffrankenstücke

gewonnen, hätte ich Geld zum pointiren gehabt." — Ich war höchst überrascht, doch begehrte ich noch einige Proben, und wir spielten nun noch drei Tage jeden Abend zwei Stunden, und jedesmal gewann er drei bis vierhundert Bohnen, die die Stelle von fünf Frankenstücken vertraten. Endlich sagte ich ihm, ich wolle ihm dreitausend Franken schenken, wenn er mir den mathematischen Beweis der Richtigkeit seiner Berechnung liefere; doch dies lehnte er ab. „Ich könne," meinte er, „Gebrauch davon machen wollen; doch sei es ein gefährliches Spiel; nicht nur der Wissenschaft bedürfe es; o nein! Ruhe und Geistesgegenwart sei gleich nothwendig, und verlöre ich sie nur einen Augenblick, irrte ich nur in der Berechnung einer einzigen Zahl, so würde ich mich in der Lage des Zauberlehrlings befinden, der zwar die Geister citiren, aber nicht weg zu bannen vermag."

Es ging in meinem Gemüthe etwas vor, wozu, um es zu beschreiben, mir die Worte fehlen. Ich glaubte den Mephisto neben mir zu sehen, und doch zog er mich an. Mein freier Geist war befangen. Seit der Juli-Revolution glaubte ich an Wunder; die lachende Perspective alle Plane meiner Jugendträume nun doch noch, und bequem realisiren zu können, das Glück, welches ich um mich

her verbreiten würde, wenn ich Millionär wäre — alles das bestach meine Phantasie, sie siegte über meinen Verstand — ich schlug ein. Aber ich wollte selbst die Kasse führen, die dreitausend Franken zurücknehmen, sobald sie gewonnen seien, ihn an die Bank begleiten, und zu keinem neuen Versuche verpflichtet seyn, wenn der erste mißlänge. Er ging alles ein, und wir gingen den 26. November 1830 an die Bank. Er sagte mir, er würde sich im Anfange in keine zu große Berechnung einlassen, bis er erst mehr Routine habe, und lieber weniger gewinnen, aber mit Sicherheit. Ich gab ihm plein pouvoir, und ergötzte mich an den Emotionen, die die steigernde und immer steigernde, und endlich doch besiegte Gefahr in mir erzeugte. Diese Bewegungen waren sehr heftig, und ich am Abend bis zum Tod erschöpft; doch hatten wir achthundert Franken gewonnen.

Mit welchem Mitleid sah ich auf die andern Spieler hin. Was möcht ihr armen Leute nicht alles empfinden, dachte ich, Ihr, die ihr Euch dem Zufall überlaßt, wenn ich, der ich die unumstößliche Mathematik zur Bürgin habe, schon so heftig bewegt bin. Den siebenten Tag machten wir Kassa, und hatten netto 10,300 Franken gewonnen.

Was mir an meinem Manne sehr wohl gefiel, war seine große Sparsamkeit; er lebte nun nicht anders, als er bei seiner Ankunft in Paris gelebt hatte. Wir verabredeten, bis der Fond sich auf 20,000 Franken beliefe, solchen nicht anzugreifen; demohngeachtet both ich ihm einen Vorschuß an; er lehnte ihn ab; doch sagte er mir nach einigen Tagen, wenn ich ihm drei hundert preußische Thaler geben wolle, um einige Schulden in Deutschland zu bezahlen, und Frau und Kinder kommen zu lassen, so würde er diesen Vorschuß dankbar annehmen; natürlich erfüllte ich sein Begehren, kaufte ihm überdies, da er seine Brille von Horn zerbrochen hatte, eine neue von Gold für achtzig Franken und nahm mir vor, ihm über's Jahr einen goldenen Rock mit brillantenen Knöpfen machen zu lassen. Was that mir das? ich betrachtete mich als Herr aller Schätze der Welt.

Eines Abends sagte ich zu ihm: „Lieber Professor! wir sind auf dem Wege entsetzlich reich zu werden. Ich brauche aber mehr als Geld, ich brauche Zeit. Hören Sie meinen Plan. Ich lasse Sie nach Belieben walten, und ziehe auf's Land, denn bleibe ich hier, so zieht mich das Spiel vom Studium ab. Alle Sonntage komme ich herein, da machen wir Kassa. Wenn ich meinen Plan am

Théâtre français durchgesetzt, gehe ich nach London, und versuche, wie weit ich's im Englischen bringe. Gelingt's, so spiele ich fünf bis sechsmal im Shakespeare auf dem Coventgarden-Theater und gehe dann nach Neu-York, um dort abwechselnd auf dem französischen und englischen Theater zu spielen. Ich werde ihnen hier meinen Avoué zuführen, dem Sie alle Sonntage die mich betreffenden Gelder übergeben werden, um sie für mich zu placiren. Bis unsere drei Jahre Packt vorüber sind, bin ich wohl wieder zurück, und dann wollen wir im Vaterlande unsers Glückes genießen, und Andere auch glücklich machen."

Der gute Professor! er ließ sich alles gefallen; nur war er des ernsten Entschlusses, wenn er eine Million im Vermögen haben würde, das Geheimniß öffentlich bekannt zu machen, um die Unmoralität dieses Spieles auf ewig zu vernichten. Ich theilte seine Meinung nicht; „denn" sagte ich, „wird dieses Spiel eingestellt, so wird man ein anderes erfinden; das Volk wird dadurch nicht weiser, nicht reicher, und wir verlieren den Lohn unserer Studien;" denn ich hatte mich so mit der Sache identifizirt, daß ich mich selbst für einen großen Mathematiker hielt. Mein Mann nahm ruhig eine Priese und sagte! „Lassen sie nur; schreckt diese Lexion die Bösewich-

ter nicht ab; ersinnen sie ein neues Hazard-Spiel, so berechne ich es wieder, und dann kommen sie nicht mit dem Schrecken davon. — Ich beugte mich in Ehrfurcht, denn ein großer Mathematiker war damals in meinen Augen ein großer Mensch.

Er war aufs Neue zu mir gezogen. Den folgenden Sonntag Morgens verließ ich ihn früh und kam erst gegen Mittag von Neuilly zurück, wo ich ein Haus besehen, das ich kaufen wollte. Die Zeit war zu kurz, Abrechnung zu halten; ich folgte ihm sogleich zur Bank. Er gewann wie immer — aber plötzlich wendete sich das Spiel, seine Martingale schlug fehl, und der Gewinn des Tages und außerdem noch dreitausend Franken waren verloren. Wir verließen den Saal. „Ich hätte heute viel Geld gewinnen können," sagte er, „wenn ich nicht einen Fehler gemacht hätte. „Ja," sagte ich. „Ich habe mich verrechnet," fuhr er fort. „Ich auch," sagte ich ganz leise. „Aber das thut nichts," setzte er ruhig hinzu, „das kriegen wir schon wieder." „O gewiß!" sagte ich; „aber indeß werde ich doch wohl thun, das Haus in Neuilli nicht zu kaufen, und in dem Faubourg St. Germain zur Miethe wohnen zu bleiben." „Bewahre," sagte er, „kaufen Sie nur, das kann nicht fehlen." Wir gingen zu Tische; mir war der Appetit verschwunden. „Ich hätte

Ihnen mehr Karakterstärke zugetraut," sagte er ernst; „wie kann der Verlust von drei tausend Franken Sie so schmerzen?" „Die dreitausend Franken sind es nicht, die mir wehe thun," erwiederte ich; „wären sie uns gestohlen worden, ich hätte keine Miene verzogen, aber ich verliere in den drei Tausend Franken eine Million." „Sie schwärmen!" flüsterte er, indem er eine Prise nahm. „Ei warum?" gab ich mit einiger Bitterkeit zur Antwort. „Wir beide sind Leute, bei denen die Phantasie eine große Rolle spielt. Sie waren neulich Abends entzückt über den Gewinn von viertausend Franken, obgleich Sie gar nicht gesetzt; kann ich jetzt nicht mit eben so vielem Grund mich über den Verlust einer Million betrüben, obgleich ich sie niemals besessen habe?" Nach dem Essen kehrten wir zur Bank zurück. „Kleinherziger Mann," sagte der Professor. „Muth, wir gehen dem Siege entgegen." „Verrechnen Sie sich nur nicht wieder," sagte ich pikirt, „und machen Sie der Mathematik keine Schande." — Wir gingen mit dreitausend Franken an die Bank, und kehrten nach einer Stunde ohne sol zurück. Er murmelte allerhand vor sich hin; ich gab kein Wort zur Antwort. In meinem Zimmer angelangt ging ich einigemal heftig auf und ab, dann blieb ich vor ihm stehen, der sich ganz ruhig auf

das Canape gesetzt hatte. Ich sah ihn scharf an und schlug ein schallendes Gelächter auf. „Sie sind ein göttlicher Kerl, Professor," rief ich, „nur irren Sie sich zuweilen in der Mathematik." „Es war kein Irrthum," sagte er; „Ihr Mißmuth hatte mich ängstlich gemacht, da zagte ich im Moment, wo ich nach der Berechnung handeln sollte, und der fatale Coup erreichte uns. Aber die Sache ist gut, sage ich Ihnen, sehr gut und so gewiß und genau berechnet, als ich den Lauf der Sterne berechnet habe." „Nur gut," sagte ich erhitzt, „daß Sie sich nicht auch da verrechnet haben, die Planeten hätten uns können über'm Kopfe stehen bleiben." — „Wie meinen Sie das?" fragte er lauernd. — „Offen, Professor," rief ich, „wodurch haben wir verloren?" „Daß die Martingale bei der achten Verdopplung abschlug; eine Seltenheit, sehen Sie," und hier wies er mir die nachgestochene Karte; „sehen Sie, die neunte hatte gewonnen; wir hätten nur mehr Geld bei uns haben sollen, um diese noch zu setzen, und der Gewinn war sicher." — „Und wenn auch die neunte gefehlt hätte?" „Das kann sie nicht, liebes Kind, ich hatte sie berechnet." — „Sie hatten auch die siebente berechnet, und die achte, und sie schlugen fehl. Antworten Sie bestimmt, kann auch die neunte

fehlschlagen oder nicht?" — „Mein Sohn." — „Antwort will ich; kann sie oder kann sie nicht?" — „Sie kann allerdings; aber das ist höchst selten." — „Einerlei, sie kann, und somit auch die zehnte, eilfte, u. s. f." — „Wie heftig Sie wieder sind," sagte er trocken; „setzen Sie alle diese möglichen Fälle; aber selbst im schlimmsten, ist, bis er eintrifft, mehr gewonnen als nöthig um den Verlust zu decken. Ueberdies sind Sie ungerecht; wir haben zwei harte Verluste erlitten, und sind noch im Besitze eines Fonds von mehr als zwölftausend Franken."

Ich trank ein Glas Wasser, mich abzukühlen, und nahm mich zusammen, um ruhig zu sein, dann öffnete ich meinen Schrank und nahm die Chatulle mit der Spielkasse heraus. Ich warf die Scheine auf den Tisch, und sagte so ruhig als möglich, „Herr Professor! hier ist das restirende Geld und hier die Berechnung; zuvörderst nehme ich hiemit die eingelegten dreitausend Franken zurück; bleibt ein reiner Gewinn von 12,480 Franken. Nun hören Sie. Ich mache Ihnen kein Vergehen daraus, das Unmögliche nicht realisirt zu haben; und verzeihe Ihnen, daß Sie mich täuschten; aber ich will nicht länger der Narr Ihres Wahnsinnes sein; denn ich will nicht glauben,

daß Sie mich geflissentlich hintergingen. Doch länger im Irrthum verharren wäre Verstocktheit. Die Mathematik in Ehren, besteht Ihre ganze Kunst in der Empirik; Sie können Mathematiker sein, ich will es glauben; aber Sie sind Spieler, dessen bin ich gewiß. Sie haben sich selbst überredet, daß Ihre Martingale eine unfehlbare sei; das sind die leidigen fixen Ideen aller Spieler. Ich trenne mein Schicksal von dem Ihrigen, weil es noch Zeit. Hier ist das gewonnene Geld, und hier mein Vorschlag: Theilen wir sogleich; reisen Sie mit dem Gelde Ihrer Frau entgegen, kehren Sie nach Deutschland zurück und entsagen Sie dem Spiele; wollen Sie das nicht, so nehmen Sie die ganze Summe heut mit an die Bank, und verfolgen Ihre Martingale so weit es geht; denn ich will durchaus diesem Zustande entrissen, und herzlich froh sein, wenn er durch den Verlust der 12,480 Franken endet." — Mein Professor der Mathematik konnte nicht begreifen, daß ich mein Glück mit Gewalt von mir stoßen wolle; da er mich jedoch fest entschlossen sah, genehmigte er den zweiten Vorschlag und wir schickten uns an, dem Verhängnisse entgegen zu gehen, als ein Wagen vorrollte, und seine Frau mit vier kleinen Kindern ausstieg. Der Anblick dieser unglücklichen Familie

erschütterte mich tief. Wir blieben den Abend beisammen, und als die Kinder zu Bette waren, hielten wir ein ernstes Concilium. Ich wiederholte mit Eifer meinen ersten Vorschlag, und rechnete mit Zuversicht auf die Unterstützung der Frau. Doch die war noch wahnsinniger als ihr Mann. In jedem andern Punkte eine ganz gescheute Frau, verfiel sie, sobald dies Thema berührt wurde, in ihre fixe Idee und behauptete, daß das Gelingen unausbleiblich, felsenfest auf der mathematischen Berechnung ihres Mannes gegründet sei. „Ich habe," sagte sie, „bei meiner Abreise mein sämmtliches Mobiliare an eine arme Frau geschenkt, hier richte ich mich neu ein, das kann nicht fehlen." „Das habe ich auch geglaubt," erwiederte ich, „als ich mein Haus zu Neuilly kaufen wollte. Damals aber war mir die Mathematik im Spiel noch ehrwürdiger als jetzt." Statt aller Antwort packten sie Karten, schwarze und weiße Bohnen, Berechnungen und magische Figuren aus, setzten sich schweigend an den Tisch, und verfolgten ihre Versuche. Mir, der ich von diesem Hokuspokus nichts verstand, ward die Zeit lang, ich ging zu Bette. Andern Morgens empfing mich die Frau mit einem wahren Seelenjubel. Sie hatten miteinander bis fünf Uhr Morgens gespielt, hatten vierzig Taillen

gemacht, und die Berechnung hatte sich bewährt; „jetzt," rief sie, „frisch mit der ganzen Summe an die Bank. Wir haben den Point so gestellt, daß das Geld bis zur eilften Verdopplung zureicht; jetzt kann es nicht fehlen." — „Es kann nicht fehlen," wiederholte der Mathematiker, und nahm mit Zuversicht eine Prise.

Ehe wir fortgingen besuchte ich sie noch einmal. „Sie wollen," sagte ich, „mit Gewalt die Mittel zu einer anständigen Retraite aus diesem Wirrwar von sich stoßen; — gut! ich gebe nach; mich wird der Verlust der sechstausend Franken, die mich betreffen, nicht schmerzen; ich habe sie gewonnen, und von dem Augenblick an, wo ich über die Mathematik klaren Aufschluß erhielt, für verloren erachtet. Jetzt aber erkläre ich Ihrem Manne in Ihrer Gegenwart, daß ich unter keiner Bedingung auch nur einen Sol zu neuen Versuchen hergeben werde; ist seine Methode wirklich auf Mathematik gegründet, so reichen diese zwölftausend Franken hin, um Millionen zu gewinnen, beruht sie auf Empirik, auf Spielerglauben, auf fixe Ideen, nun so sind Millionen nicht sicherer als jene Summe; noch verbleiben in Kasse vierhundert achtzig Franken, die ich nicht zum Spiele gebe, da im schlimmsten Falle sie Ihnen zur Rückreise dienen sollen. — Dies

verabredet gingen wir fort; es war eine entscheidende Schlacht: die letzte. Er spielte mit vielem Glücke, sah mich triumphirend an; doch ich konnte nicht froh sein; ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß nur der Zufall uns begünstige; eine festere Basis konnte ich unserem Glücke nicht zugestehen; mein Glaube ward nur zu bald gerechtfertigt; in der Mitte einer Taille änderte sich die Chance. Er verlor; verdoppelte und verlor; triplirte, quadruplirte und verlor; poussirte seine Martingale, die zwölfmal abschlug; wir waren schon beim eilften Male mit dem Gelde fertig; es hätte, um es zu retten, noch zweier Sätze bedurft, den einen von 10,240 Franken, den andern von 20,480 Franken, in Summa 30,720 Franken.

Das war der Unterricht, den ich zu Paris in der Mathematik empfing. Doch, glaube ich, verstand ich wenigstens von der angewandten immer noch mehr als mein Lehrer. Die Frau konnte den Fall nicht begreifen, er war ganz stumpfsinnig und schrie immer „hätten wir nur noch Geld gehabt, die zwei letzten Verdopplungen zu setzen, wir wären herausgekommen, aber so fehlte es uns an Geld. „Ja," sagte ich, „wir haben zwölftausend Franken verloren; schade, daß wir nicht noch 30,720 Franken hatten."

„Wollen Sie jetzt reisen?" fragte ich, und erbot mich alles Nöthige zu besorgen. Sie lehnten mein Anerbieten ab, und baten nur sofort um das versprochene Geld, damit sie so schnell als möglich ihre Retirade nach Deutschland antreten könnten. Ich zahlte es auf der Stelle aus; doch mein Professor der Mathematik gefiel sich in Paris. Er blieb noch drei, vier, fünf Tage da, sich bestrebend, mich auf's Neue in seine mathematischen Plane zu verwickeln. Nun ward mir die Sache lästig: doch da er nach acht Tagen noch nicht fort war, und nicht abließ mich mit seinem unheimlichen, gespensterartigen Wesen zu verfolgen, so verließ ich bis zu seiner Abreise das Hôtel, und ging nach Neuilli, wo ich zwar das, schon besehene Haus nicht kaufte, wohl aber eine kleine anständige Wohnung miethete, die gerade hinreichte, zwar nicht Newton und Keppler, wohl aber die nur in höheren Sphären Glückseligkeit suchenden Corneille und Racine zu empfangen, mit denen ich bald innige Freundschaft schloß, und deren reizender Umgang mich für alle die Gesellschaften reichlich entschädigte, die ich leicht hätte versucht werden können, in dem großen mathematischen Hause zu empfangen, welches meiner bescheidenen Wohnung schief gegenüber lag.

Einen Moment darauf bekam ich einen Besuch

von meinem ehemaligen Wirthe. Er erzählte mir die Neuigkeit daß der Professor der Mathematik ein Spieler sei. Da er ihn am Monatsschlusse nicht bezahlt, und auf sein Mahnen die Versicherung gegeben, daß er Geld von Rothschild zu erhalten habe, ihm auch einen Brief wies, der an denselben adressirt war, so hatte er sich, da das Geld nicht erfolgte, an einen Commis Rothschild's gewendet, der von seinem Prinzipal erfahren, daß der Professor ihm den Vorschlag gemacht, durch Versuche ihn zu überreden, daß er im Stande sei, alle Spielbanken zu sprengen, wenn er ihm zu diesem Unternehmen dreitausend Franken vorschießen wollte. Rothschild muß auch ein guter Mathematiker sein, denn er berechnete sogleich die Unmöglichkeit und schlug es ab. Hierauf wandte sich der Goldmacher an einen Gesandten, und auch von diesem zurückgewiesen, versetzte er Hab und Gut, und zog nach Deutschland im wirklichen Elend zurück.

Nachstehende Zeilen, die an mich gerichtet waren, übergab mir der Wirth.

„Mein werther Herr!

„Die Ungläubigkeit der Menschen macht mein Unglück. Es ist hart die Qual des Tantalus zu

leiden, wenn man zur Befriedigung seiner Wünsche, nur die Hände auszustrecken brauchte, und diese durch Unvermögen gebunden sind. Ich kehre im Elend in mein Vaterland zurück, doch bin ich Ihnen deshalb nicht minder verpflichtet; denn durch Ihre Hülfe habe ich die Unfehlbarkeit meiner Berechnung und Methode erprüfen können. Ich trage einen Schatz mit mir fort, der leider nicht ausgeprägt ist, der aber früher oder später den Stempel der Wahrheit tragen wird. Sorge für Weib und Kind beschäftigen mich jetzt allein. Ich werde ein großes mathematisches Werk schreiben, dessen Ertrag mich in den Stand setzen soll, die Früchte meiner seltenen Studien zu ärndten. Ich werde stolzer darauf sein, meine Wissenschaft durch den Erfolg zu bewähren, als dessen Früchte zu ärndten. Leben Sie wohl."

„Ich hoffe Sie einst in einer glänzenderen Lage wieder zu sehen, und dann Gelegenheit zu finden, Ihnen zu beweisen, daß Sie sich weder einem Undankbaren noch einem Wahnsinnigen verflichtet haben. Meine Methode ist unfehlbar, darauf lebe und sterbe ich."

Ihr ꝛc.

So war mein guter Professor immer noch im Wahne der mathematischen Unfehlbarkeit in der Berechnung des Zufalls. Ich war froh, von ihm befreit zu sein, verließ Neuilli, warf mit lautem Lachen einen ironischen Blick auf mein mathematisches Haus, und zog zurück nach Paris, rue de la Harpe, zu meiner liebenswürdigen Wirthin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nachtschatten.

An die Débauches des Spiels reihen sich die der Wollust. In gleichem Grade wie jene Schauder und Schrecken erregen, thun sich diese in Verworfenheit und Ekel kund. Die Frechheit kämpft mit einem dunkeln Gefühle der Verzweiflung und gibt der, ihr fröhnenden, niederen Menschenklasse einen leidigen Anstrich von Thierheit.

Wie sich in Paris alles um Luxus dreht, wird selbst die Ehrlosigkeit und Gemeinheit dieser traurigen Zufluchtsörter des Lasters durch äußere Pracht verdeckt. Hier herrscht die größte Eleganz der Salons, und ihre Vergnügungen; Spiel wechselt mit Musik, und eine oft nicht geistlose Unterhaltung täuscht momentan über die Scheußlichkeit dieses Aufenthaltes. Diese unglücklichen Geschöpfe fühlen ihr Elend nicht; die Schwermuth, welche dieser Klasse von Mädchen in Deutschland eigen ist,

die stets an ihr Alter, an ihr Unglück denken, was ihrem Wesen einen Zwang, eine Kälte, eine Traurigkeit gibt, die sehr auffallend contrastirt zu der Freude die sie erheucheln und erzeugen wollen — das alles ist den jungen Französinnen dieser Klasse gänzlich fremd. Sie leben im Augenblick, ihre aufgeregten Sinne ersticken jede Betrachtung über sich selbst und ihre Zukunft, sie gefallen sich in diesem ewigen Strudel der schrecklichsten Zerstreuungen — sie sind glücklich. Freilich endet größtentheils dieses Glück mit Jammer und Elend; aber das schlummert in der Zukunft, und an die denkt die junge Französin nicht. Toilette, Bälle, Promenaden, Theater, machen ihre Glückseligkeit aus. Besonders die Bälle! Das Carneval ist für diese Klasse von Mädchen ein ganz eigenes Fest; da führt sie nicht Habsucht an die öffentlichen Orte; mit ihrem Liebhaber (und jede unter ihnen hat einen erklärten Hofmacher,) geht sie zum maskirten Ball; der größte Gewinn würde sie diesem Genuße nicht entreißen. Die Präses dieser Bälle sind Studenten, zu denen sich junge Leute aller Stände gesellen. Hier wird der Anstand mehr als irgendwo außer Augen gesetzt; die frivolsten Tänze werden dort aufgeführt, und während in den Foyers die Gläser klingen, im Saale die bachantischen

Tänzer sich wild in taumelnden Reihen drehen, sind die Logen mit zärtlichen Pärchen gefüllt,

„Und süßer Lohn harrt des bescheidnen Dulders."

Welcher furchtbare Tempel dem Laster in Paris geöffnet steht, ist kaum zu glauben. Da leben 40,000 Menschen, denen nichts heilig ist, die keinen Stand, keinen Heerd, keine Beschäftigung haben, die der Stadt so gefährlich sind, daß die Regierung kein Mittel unversucht läßt, sie zu entfernen; doch stets vergebens. Selbst der Kaiser, in seiner höchsten Macht, konnte seine Hauptstadt von diesem Gesindel nicht säubern. Diese Menschen wissen im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, wenn sie des Morgens aufstehen, wie sie ein Mittagsmal gewinnen werden, und so geht es von Tag zu Tag; sie sind jedes Gräuels fähig; am gewöhnlichsten leben sie vom Stehlen und Rauben. Es existirt sogar in Paris eine Freistatt der Diebe: ein gewisses englisches Kaffeehaus, das der Polizei zu Arrestationen nicht geöffnet wird. Der Zutritt steht jedermann frei; doch rathe ich nicht, mit einem guten Rocke hinzugehen; er würde ohnbarmherzig in Stücke gerissen. Diese Leute geben die Beschützer der öffentlichen Dirnen ab, des Auswurfs dieser verächtlichsten Klasse der entarteten Geschöpfe, qui font la promenade! — bekommen diese Streit,

was ihnen häufig bei ihren Nachtwandlungen auf offener Straße begegnet, so stürzen diese Elenden aus allen Ecken herzu, ergreifen gewaltsam ihre Parthei, und wehe dem, der ihnen in die Hände fällt; ehe die herzu eilende Wache ihn befreien könnte, wäre es um ihn geschehen.

Dafür sind diese Mädchen einem furchtbaren Tribut unterworfen; jene Wüstlinge brechen in ihre Behausungen, beschimpfen, schlagen sie, und begehren ungestüm Geld, das ihnen oft nach den gräßlichsten Mißhandlungen dennoch gereicht werden muß, um ihrer Rache zu entgehen, und sich ihres Schutzes gegen Fremde zu versichern. Diese Weiber treiben aber auch die Frechheit so weit, daß sie Abends nicht selten Vorübergehende attakiren, welche sich ihrer nur durch Derbheit erwehren können.

Doch die Verworfenheit dieses Geschlechts ist noch nicht der Culminationspunkt des Lasters. Es wird noch durch die empörendste Scheußlichkeit gesteigert. Diese unseligen Geschöpfe sind theils durch Verführung, Sinnlichkeit und Noth in diesen Abgrund geschleudert; sie können nicht zurück und wollten sie es auch. Aber was soll man von Männern sagen, die in voller Jugend und Kraft, gesund und blühend, sich gleichem Laster ergeben,

die an verborgenen Orten ihre Tage und Nächte mit Spielen und Trinken zubringen, und in der elegantesten Toilette den Besuch irgend einer alten Comtesse, irgend einer ekelhaft Lüsternen erwarten, der sie sich dann auf einen Wink zur Wahl präsentiren? — Doch weg von dieser Rafinerie des Lasters! Müssen wir ihm noch einen Blick schenken, so sei er wenigstens dem offenen kühnen Volkstreiben geweiht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Courtille.

Die Courtille!!! — Man sollte dergleichen nie beschreiben. Die Keuschheit verbietet eine treue Schilderung, und selbst das, was man zu sagen wagt, wird kaum für reine Wahrheit gehalten. Die Courtille!! Das ist das große Fest der Canaille de paris. Es beginnt am Fastnacht-Dienstag und endet Mittwoch mit Anbruch des Tages. Was dort in der Nacht vorgeht, weiß Niemand, der es beschreiben könnte. Solche Wißbegier brächte den sichern Tod. Nur vereinte Horden, die sich Gesellschaften nennen, sind dort ihres Lebens sicher; selbst Polizeidiener wagen sich nicht einmal verkleidet dahin. — Erst wenn die lichten Strahlen des Tages die infernalen Gespenster dieser Nacht verscheuchen, wenn mit dem Regiment der Sonne, auch das der Civilisation wiederkehrt, wenn nach der heftigsten Abspannung die erschöpfte Natur ihre

bachantische Wuth verliert, nur dann kann man es wagen, diese Saturnalien näher zu beschauen. Aber dann ist auch halb Paris auf den Beinen und bedeckt die Boulewards um die Rückkehr aus der Courtille zu sehen. Massen drängen sich an Massen, Wagen versperren einander den Weg. Von den vielen tausend Helden dieser nächtlichen Scenen, so Mann als Weib, ist auch nicht ein Individuum nüchtern. Die Kleider und Masken hängen in Fetzen auf ihren halb entblößten Leibern. Blut, Schweiß und Koth rinnt von den zerfallenen und zerschlagenen Gesichtern. Beim dritten Schritt küssen sie stürzend die mütterliche Erde, und rasten in einem Rinnstein, einer Pfütze aus. Nähert man sich dem Schauplatz dieser nächtlichen Gräuel noch mehr, was man, wenn die Wuth der Nacht vorüber ist, ohne große Lebensgefahr thun kann, so wird der Abscheu, der Ekel noch vermehrt. Als Handwerker verkleidet drang ich bis in ihre Tavernen, und holte mir dort einen ewig unverlöschlichen Eindruck menschlicher Entwürdigung. Der brutalsten Sinnlichkeit wird da auf Bänken, unter Tischen, im Koth auf der offenen Straße gehuldigt; die Schaam verschließt ihre Augen, und Ekel und Entsetzen vollziehen ihr grauenvolles Regiment. Ich habe berauschte, ganz nackte Weiber gesehen,

die im tollen Jubel Männern die Kleider vom Leibe rissen, und so ihre Hüllen vertauschten. Bis sechs Uhr Morgens währt dieser abentheuerliche Rückzug; dann werden die Straßen leer; die noch ihre Wohnungen finden, taumeln auf ihre] betten leere Schlafstatt; die dessen unfähig sind, bleiben an den Straßenecken und in den Rinnsteinen bewußtlos liegen. So wie die Masse sich verloren, tritt die Polizei wirksam auf, und gegen acht Uhr ist von diesen Gräueln auch die kleinste öffentliche Spur verschwunden. Im Innern der Familien versiegt sie so bald noch nicht; denn nun kommen erst die peinlichen Folgen dieses seltsamen Vergnügens. Die Hälfte der Priester dieses Festes haben ihre Betten, ihr Geschirr, ihre Möbles, ihre Kleider versetzt, um dieses große Pöbelfest zu begehen. Acht Tage zuvor ist der Mont de Piété von undurchdringlichen Massen belagert; aber hart währt es, bis das Versetzte wieder ausgelöst werden kann. Je größer das Vermögen dieser Elenden, desto größer ihre Schulden, denn sie tragen alles was sie besitzen dahin, und monatlanges Entbehren, Darben, Hungern, reicht oft nicht hin, die wüsten Freuden jener teuflischen Nacht zu bezahlen. Unzählige sterben an ihren Folgen, oder tragen ein sieches Alter davon durch Uebermaaß des Trunkes,

Erkältung, Ausschweifung, Verstümmelung, Krankheiten aller Art; und doch entsagt der Pariser Pöbel eher jedem andern Glücke als diesem Feste, das dem der Verdammten gleicht, denn ihr Aufenthalt ist die Hölle, und Teufel glaubt man zu erblicken, die auf einen Moment von ihren Qualen befreit, sich im wilden Taumel diabolischer Zerstreuungen drehen, um auf's Neue und viel schrecklicher in ihr Elend zurück zu fallen.

Das ist die Historie von dem Feste der Courtille, so noch gefeiert wird in der Nacht vom Faschingdienstag auf Mittwoch im Jahre Christi 1832 bei dem feinsten Volke der Erde, in der Welthauptstadt Paris.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Lamarque's Leichenzug.

Einen Tag vor meiner Abreise bestieg ich noch einmal den Mont-Martre. Welche Gefühle durchzucken auf dieser Stelle des Menschen Herz. Da lag der unermeßliche Steinhaufen vor mir, von dem alles Erhabene und Schreckliche, alles Glück und alles Elend für die Welt ausgehen. In seinem Schooße schlummert Europas Zukunft, und nebst einem „Heil!" wälzt sich ein wimmerndes „Wehe!" aus der Nebelwölbung die es umhüllt. Wann wird diesem großen Volke Ruhe werden? wann wird es seiner Würde gemäß handeln, sich des verdienten Glückes erfreuen? Factionen zerreißen sein Eingeweide, Factionen zerstören seinen Frieden, und drohen die Welt mit Sturm und Feuer zu entzünden.

Wenige Tage vor meinem festgesetzten ersten Debüt, durcheilte die Trauerpost Paris, General Lamarque sei gestorben. Ein aufrichtiger Schmerz

ergriff alle Herzen, denn vor allem ist der Franzose Patriot, und er hatte einen großen Bürger verloren. Die Feier seines Begräbnisses war, wenn auch nicht so glänzend, doch viel erhabener und feierlicher als die Casimir Périer's, welche kurz zuvor statt fand. Es war eine wahre National-Trauer; halb Paris folgte der Bahre. Seit Foy und Constant hatte man das nicht gesehen. Der Zug dauerte mehrere Stunden. Nach einigen Hofwägen kamen die Deputirten zu Fuß, die Fakultäten der Hochschule, Marschälle und ein bedeutender Staab, Abtheilungen aller Truppengattungen, bewaffnete Nationalgarden zu Pferd und zu Fuß, und unbewaffnete, als Zeichen, daß nicht das Kommando, daß allein ihre Hochachtung vor dem großen Todten sie seiner Bahre folgen ließ. Endlich kamen alle Gewerke mit ihren verschiedenen Fahnen; dann die Universität, in deren Reihen sich Schüler der polytechnischen Schule, Pompiers, Offiziere, Handwerker, Nationalgarden gemischt hatten, die ohne Unterschied der Stände sich traulich umschlungen hielten, und deren Gesichtsausdruck die Sehnsucht nach Gleichheit und Vereinigung bezeugte. Obgleich dieser Anblick etwas rührendes hatte, herrschte doch in diesen Massen nicht jene feierliche Stille, welche die Vorderen charakterisirte. Ein Geist

der Kühnheit schien sie zu durchwehen, und die phrygische Freiheitsmütze die da getragen ward, die blutrothe Fahne der Republik, die da hoch flatterte, weissagten dem stummen, feierlich gesinnten Zuschauer nichts gutes. Auch wurden schon auf dem Boulevard des italiens kleine Excesse verübt. Ein Sergent de ville wurde entwaffnet, einem andern der Degen über dem Gesichte zerbrochen; doch ging außerdem der Zug friedlich bis znm Pont d'austerlitz. Was da vorging weiß die ganze Welt.

Es war fünf Uhr Nachmittags, als ich in meinem Quartier: aux armes schreien hörte. Ich stürzte auf die Straße und durchlief mein Stadtviertel. Alles war in Bestürzung, alle Posten fand ich bereits entwaffnet, alle Läden geschlossen. Bald schlug der Allarm durch die ganze Stadt; Truppen bedeckten die Brücken, Kavallerie durchflog alle Straßen. Ich drängte mich bis in den Faubourg St. Antoine, wo mich ein heftiges Pelotonfeuer empfing; ich warf mich in die nächste Straße; Barrikaden versperrten mir den Weg; nur mit Mühe arbeitete ich mich durch sie hindurch, durch die Truppen, welche sie mit Sturm nahmen, durch die Volksmassen, durch die, sie chargirende, Kavallerie. Die Sturmglocken läuteten, die Kugeln pfiffen, das Pflaster war aufgerissen: Geheul,

Geschrei aller Orten, die Marseilleise gesungen, Blut fließend in allen Straßen — das war keine Emeute, das war eine Revolution! —

Nur mühsam gewann ich den innern Theil der Stadt. Ich war zur Soirée eingeladen bei Herrn Charles Mévil, einem der liebenswürdigsten Literaten von Paris. Ich ging dahin. Eine Revolution stört nicht gleich die häuslichen Freuden der Pariser. Ich fand einige Bekannte dort; doch mochten wohl die meisten durch Barrikaden zurückgehalten worden sein. Er wohnte an der place de la bourse, und wir hörten bis spät in die Nacht hinein, das ununterbrochene Pelotonfeuer des Faubourg St. Antoine. Um Mitternacht versuchte ich nochmals dahin zu dringen; doch alle Zugänge waren besetzt. Dieser Zustand währte so die ganze Nacht und den folgenden Morgen, bis sich gegen zehn Uhr das Krachen der Kanonen darein mischte. Beim Beginn des Kampfes hatte den Rebellen das Glück einen Augenblick gelächelt; sie hatten sich sogar schon der Mairie neben den petits pères an der place des victoires bemächtigt, und machten eben Anstalt das provisorische Gouvernement zu proklamiren, als Linientruppen im Verein mit National-Garden den Posten erstürmten, und die Empörer theils niederstreckten, theils gefangen

nahmen. Gegen Mittag den 6. Juni war der Sieg nicht mehr zweifelhaft; auf allen Punkten geschlagen, warfen sich die Empörer in das Kloster St. Méry, in der Mitte der rue St. Martin gelegen. Hier hielten sie ein furchtbares Feuer aus, und schlugen sich mit wahrem Löwenmuthe. Endlich siegte die Uebermacht. Das Kloster wurde mit Sturm genommen, die Belagerten niedergemetzelt oder gefangen — die Revolution war beendet.

Todesstille herrschte in der Stadt, als am andern Morgen der Belagerungszustand erklärt wurde; doch war er mit vielen Modifikationen abgefaßt, so daß er auf den Gang der Geschäfte keinen störenden Einfluß übte, und nur zu einem berühmten Streit zwischen den Journalen Anlaß gab, der, wie allgemein bekannt ist, von der cour de cassation zu Aix zum Nachtheil der Regierung entschieden wurde.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Heimkehr.

Diese Scenen des Schreckens verhinderten meine Debûts aux français. Sie begannen erst den 19. Juni und endeten den 16. Juli. Der Erfolg krönte meine Wünsche, und übertraf bei weitem mein Verdienst. Doch nun sehnte ich mich nach Deutschland zurück. So angenehm der Aufenthalt in Paris mir war, so viel Freude ich mir von ihm in der Zukunft noch versprechen konnte, siegte doch die Ueberlegung; meine berauschten Sinne brachten ihr dieses Opfer, und wenn ich alles bedenke, was ich aufgab, könnte ich versucht werden, auf diesen Triumph meines Verstandes stolz zu sein.

Während meines zweijährigen Aufenthalts in Paris vermied ich sorgfältig jeden Umgang mit Deutschen, jede, selbst die leiseste Berührung mit der vaterländischen Literatur; ich gewann es über mich, selbst französisch zu denken, und war ich genöthigt deutsch zu sprechen, so bediente ich mich so viel als möglich

der französischen Construktionen, sprach mit dem Accent der den Franzosen eigen ist, wenn sie deutsch sprechen, und doch warf eine, nur stundenlange, deutsche Unterhaltung meinen Fortschritten bedeutende Hindernisse in den Weg. Diese Entsagung, diese Entbehrung hatte für mich nichts drückendes; mein Ziel stärkte meinen Muth. Doch nun, da es errungen war, kehrten die angebornen Triebe mit Macht znrück. Ich erinnere mich, daß, als ich mich nach meiner letzten Gastrolle entkleidete, der Garderobier auf meine wiederholten Fragen nichts erwiderte, und als ich endlich etwas heftig Antwort begehrte, sagte er mir, daß er mich nicht verstünde. Mein Geist war schon in der Heimath: ich hatte deutsch mit ihm gesprochen.

„O mächtig ist der Trieb des Vaterlands."

Was mir für zwei Jahre nur eine Einschränkung war, wäre mir für Lebenszeit eine Marter geworden; und es wäre unumgänglich nothwendig gewesen. Aber andere Gründe hielten mich ab. Dies ist blos Sache des Gefühls; der Verstand sprach noch viel lauter. Erfahrung hat mich gelehrt, daß ein Bühnenkünstler im Alter mehr oder minder an Gedächtniß Mangel leidet. Sollte ich allein davon verschont bleiben? In meiner Muttersprache werde ich stets durch angeübte Beredsamkeit

im Nothfalle einen Gedächtnißmangel verbergen können; würde ich das auch in einer fremden gekonnt haben? — Uebung ist die zweite Natur, ich weiß es wohl, aber die erste behauptet doch stets den Vorrang. Dann ist es keinem Zweifel unterworfen, daß mir das Studium in französischer Sprache viel schwieriger fällt, als in der heimathlichen, theils hinsichtlich des Gedächtnisses, theils mancher fremdartiger Gebräuche wegen, so wie der gänzlichen Ermanglung aller Traditionen; nun aber der schwierigste Umstand: ich hätte das ganze klassische Theater der Franzosen nicht nur studiren müssen, sondern eine jede Parthie so fest inne haben, daß ich zu jeder Stunde zur Darstellung hätte bereit sein können; denn dazu findet in Frankreich keine Repetitionszeit statt wie in Deutschland. Diese Stücke werden oft um fünf Uhr angesetzt, und um sieben Uhr gegeben; von Proben ist keine Rede, und diese Sicherheit, zu erlangen ist nur Leuten ohne Schwierigkeit möglich, die in der ersten Jugend schon als Schulstudien eine innigere Vertrautheit mit diesen Dichtern schließen, von denen sie sich ihr Leben lang nicht mehr trennen. Dazu gesellte sich noch ein wenig Eitelkeit. Ich war, einmal angestellt, französischer Schauspieler wie jeder andere. Daß ich der Sprache völlig gewachsen war, ge-

währte mir dann keinen Vorzug mehr; wäre es mir gelungen durch anhaltenden Fleiß mich, wie ich hoffe, noch auf eine bedeutendere Kunststufe zu schwingen, so wäre mir sicher die Anerkennung der Franzosen nicht entgangen; aber soll ich fürchten, daß sie mir in meinem Vaterlande entgehen werde; in meinem Vaterlande, wo ich stets so viele Beweise von Theilnahme und Güte fand; in meinem Vaterlande, wo ich nur mit den Schwierigkeiten der Kunst zu kämpfen brauche, nicht mit denen der Sprache, wo ich ihrer Besiegung doppelte Aufmerksamkeit, doppelte Zeit und Anstrengung widmen kann, wo ich daher so viel eher, so viel früher mein Ziel zu erreichen hoffe! — Außerdem ist es überall gut, doch zu Hause am besten.

„Ja, mächtig ist der Trieb des Vaterlandes." —

Alles dieses wohl überlegend, opferte ich ohne Schmerz den rauschenden Beifall des lebhaftesten und empfänglichsten Volkes der Erde, die blendenden Vergnügungen der genußreichsten Stadt der Welt, wickelte mein Päckchen Lorbeern fein sauber zusammen, damit es mir auf keine Weise zerdrückt, zerpflückt, oder zerknittert werde, schnürte meine Malle und bestieg die Diligence. —

Mein Herz hatte mich nicht betrogen. Beim Anblick des blauen Vaters Rhein, schlug es hörbar;

ich küßte inbrünstig die heimatliche Erde; o! der Klang der Muttersprache ist nicht nur dem Ohre, er ist dem Herzen so süß. Der erste deutsche Landmann der mir begegnete, er schien mir verwandt; ich drückte ihm feurig die Hand; umarmte ihn; mein Herz schlug wieder an einem deutschen Herzen!

Die erste Bühne der ich mich zuwendete, öffnete mir gastfrei ihre Hallen. Der kunstsinnige Intendant des Karlsruher Hoftheaters, Graf Leining, empfing mich mit jenem Wohlwollen, das dem Herzen so unaussprechlich wohl thut. Ich gastirte dort mehr zu meiner eigenen Prüfung als des gewöhnlichen Zweckes der Bühnenkünstler wegen. Mit Freuden bemerkte ich, daß ich die Schule der Franzosen aus dem rechten Gesichtspunkte erfaßt, daß ich nur ihre kunstgemäßen Regeln benutzt, diese nur im richtigen Verhältnisse zur deutschen Nationalität angewendet; jetzt wurde mir's klar, daß ich auf dem Théâtre français deutsch gespielt hatte; und ist auch ein kleiner Anflug des Fremdartigen auf meine Darstellungsweise übergegangen, so weiß ich doch zu genau alles was ich gethan, um das Unpassende nicht schnell von dem Ueblichen und Rechten zu sondern.

So gehe ich jetzt im Vaterlande den schönsten Hoffnungen entgegen. Mein Ehrgeiz nach außen

ist befriedigt; ganz durchglüht mich jetzt der Drang, die gute Meinung, die mein kühner Versuch erweckt, zu rechtfertigen; in der vaterländischen Kunst den Besten meiner Zeit mich anzuschließen, ihr ganz mein Leben zu weihen; ohne mit kindischer Eitelkeit nach ihren kleinen Gunstbezeugungen zu haschen, ihr mit redlicher Liebe, mit unerschütterlicher Treue anzuhängen, im deutschen Vaterlande ganz — ein deutscher Künstler zu sein.

Bei George Jaquet in München ist erschienen:

Meiner Laune bunte Blüthen

von

Dr. W. Lindner.

Erster Theil: Pawlina die schöne Stumme aus Gründorf.

Zweiter „ Balduin, der Sohn dreier Väter.

Dritter „ Die Folgen eines Randez-vous, oder der fürstliche Maskenball.

Mit 3 Kupf. 12. geh.

Neueste Schriften

von

M. G. Saphir.

3 Bände.

Erster Band: Violen, lyrische und humoristische Gedichte.

Zweiter „ Nachtschatten der Zeit und des Lebens. Humoristisches.

Dritter „ Nesselblätter der Zeit und des Lebens. Satyrisches.

8. geh. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Der deutsche Horizont.

Ein humoristisches Blatt

für

Zeit, Geist und Sitte.

Erster Jahrgang 1831. Juli bis December gr. 4.
2 Thlr. oder 3 fl.

Zweiter Jahrgang 1832. Januar bis December gr. 4.
4. Thlr. oder 6 fl.

Dritter Jahrgang 1833. Januar bis Juni gr. 8.
geh. 2. Thlr. 18 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Das befreite Jerusalem

von

Torquato Tasso.

Neu übersetzt.

Mit Tassos Bildniß.

8 Bändchen kl. 8. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Gadsalúnah

von

Aug. Lewald.

Erster Theil. Heimkehr und Verlobung.
Zweiter „ Die indische Wittwe.
Dritter „ Die Vermählung auf dem Ocean.

8. Velinpapier.

Das Lebewohl.

Otto I.

König von Griechenland.

Romanzenkranz.

8. geh. Velinpapier. 4 Gr. oder 18 kr. feines Velinpapier 6 Gr. oder 24 kr.

Eichenkronen.

Taschenbuch aus Bayern,

von

F. W. Bruckbräu.

Erster Jahrgang		1832 mit 1 Kupfer in Futteral mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.
Zweiter	„	1833 mit 3 Kupfern in Futteral mit Goldschnitt 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Obern

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jerrmann, Eduard,

Paris Fragmente aus seinem Theater-Leben

München 1833

L.eleg.g. 202 rh

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574089-2